This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,434,087

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES

800.2
W54
1915

Vom Kerbstock zum Alphabet

Urformen der Schrift

Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Stuttgart

Die Gesellschaft Kosmos will die Kenntnis der Naturwissenschaften und damit die Freude an der Natur und das Verständnis ihrer Erscheinungen in den weitesten Kreisen unseres Volkes verbreiten. – Dieses Ziel glaubt die Gesellschaft durch Verbreitung guter naturwissenschaftlicher Literatur zu erreichen mittels des

Kosmos, Handweiser für Naturfreunde
Jährlich 12 Hefte. Preis M 2.80;

ferner durch Herausgabe neuer, von ersten Autoren verfaßter, im guten Sinne gemeinverständlicher Werke naturwissenschaftlichen Inhalts. Es erscheinen im Vereinsjahr 1915 (Änderungen vorbehalten):

Wilh. Bölsche, Der Mensch der Zukunft.
Reich illustriert. Geheftet M 1.– = K 1.20 h ö. W.

Dr. Kurt Floericke, Gepanzerte Ritter. Aus der Naturgeschichte der Krebse.
Reich illustriert. Geheftet M 1.– = K 1.20 h ö. W.

Dr. Karl Weule, Vom Kerbstock zum Alphabet
Reich illustriert. Geheftet M 1.– = K 1.20 h ö. W.

Ferner sind vorgesehen Bände von **Prof. Dr. Sigmund** und **Dr. Herm. Dekker**. Falls diese nicht rechtzeitig fertig werden, so werden sie durch andere gleichwertige ersetzt, worüber noch im Kosmos-Handweiser berichtet wird.

Diese Veröffentlichungen sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen; daselbst werden Beitrittserklärungen (Jahresbeitrag nur M 4.80) zum **Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde** (auch nachträglich noch für die Jahre 1904/14 unter den gleichen günstigen Bedingungen), entgegengenommen. (Satzung, Bestellkarte, Verzeichnis der erschienenen Werke usw. siehe am Schlusse dieses Werkes.) Der Kosmos kann während des Krieges auch ½jährlich zum Preise von M 2.40 mit Buchbeilagen bezogen werden.

Geschäftsstelle des Kosmos: **Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart.**

Vom Kerbstock zum Alphabet

Urformen der Schrift

Von

Dr. Karl Weule

Direktor des Museums für Völkerkunde
u. Professor a. d. Universität zu Leipzig

Mit zahlreichen Abbildungen nach Originalaufnahmen und Originalzeichnungen von Paul Lindner

Achte Auflage

Stuttgart
Kosmos: Gesellschaft der Naturfreunde
Geschäftsstelle: Franckh'sche Verlagshandlung
1915

800.2
W54
1915

Alle Rechte, besonders das Übersetzungsrecht, vorbehalten.

Für die Vereinigten Staaten von Nordamerika
Copyright 1915 by
Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

HOLZINGER & Co. STUTTGART

Gift
Prof. F.N. Scott
2-13-29

Vorwort.

Dieses vierte in der Reihe der von mir geschriebenen Kosmosbücher (Die Kultur der Kulturlosen 1910; Die Kulturelemente der Menschheit 1911; Die Urgesellschaft und ihre Lebensfürsorge 1912) fällt insoweit aus dem Rahmen des ursprünglichen Programms heraus, als es aus dem geistigen Kulturbesitz der Menschheit, der in einem späteren Bande zusammenfassend behandelt werden sollte, einen einzigen Gegenstand gesondert vorwegnimmt. Den äußeren Anlaß für diese monographische Behandlung der Schrift bildete die Internationale Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik in Leipzig 1914, auf der das Leipziger Museum für Völkerkunde innerhalb der kulturgeschichtlichen Gesamtabteilung mit einer besonderen Sektion, „Die Vorstufen der Schrift in Urzeit und Gegenwart", vertreten war. Es handelte sich dabei um ein sehr großzügiges Unternehmen, das sich bemühte, nicht nur sämtliche Vorstufen unserer eigenen Buchstabenschrift zusammenzutragen, sondern auch alle Versuche der übrigen Menschheit, Raum und Zeit durch irgendwelche plastischen und graphischen Hilfsmittel und Methoden zu überbrücken, in übersichtlicher Weise vergleichend zusammenzustellen. Das Ergebnis war in jeder Hinsicht lehrreich: Für die Anfänge unserer eigenen Schrift zeigte sich ein Zurückreichen bis in die frühe Vorgeschichte des Europäers, für die Naturvölker aber eine Vielseitigkeit und Mannigfaltigkeit in der Lösung des Bestrebens, dem Zeitgenossen oder dem Nachfahren Mitteilungen zukommen zu lassen, daß es eine wahre Freude war, diesen Sonderbau der vergleichenden Völkerkunde systematisch durchzuführen. Auch das Publikum trug diesem Reiz in vollstem Maße Rechnung, hat doch die urgeschichtlich-ethnographische Abteilung zu den am meisten und am gründlichsten studierten Teilen der gesamten Ausstellung überhaupt gehört. Dem Wunsch einer großen Zahl dieser Besucher, die Leitgedanken und den wesentlichen Inhalt dieses Ausstellungsunternehmens in handlicher Buchform dauernd zugänglich zu gestalten, komme ich in der hier gebotenen Weise gern nach.

Leipzig, im Juni 1915.

K. Weule.

1. Einleitung.

Das Wort jenes geistreichen Mannes, der unser Zeitalter das papierne nannte, scheint in keinem Augenblick weniger Geltung zu besitzen als gegenwärtig, wo niemand so uneingeschränkt die Stunde regiert als Mars. Nur das andere Wort vom eisernen Zeitalter scheint einem solchen Weltbrand gegenüber gerechtfertigt zu sein.

Und doch baut sich auch jene ungeheure Entfaltung von Wollen, Wissen und Können, wie sie ein jeder Krieg und insonderheit das gleichzeitige Aufeinanderprallen fast aller Kulturvölker bedeutet, auf jener unscheinbaren Errungenschaft auf, die sich hauptsächlich des Papiers als ihres Niederschlagmittels bedient. Ob wir die Berechnung, die Konstruktion und die Herstellung der berühmten großen Mörser ins Auge fassen, oder die wunderbare Organisation des Aufmarsches, der Verpflegung und der Leitung der modernen Riesenheere, den Bau der massengewaltigen Dreadnoughts und der sinnreichen Unterseeboote, die Erfindung der großen Luftkreuzer und der zierlichen Flugmaschinen — nicht die geringste und scheinbar nebensächlichste aller dieser Leistungen wäre denkbar ohne die Vor- und Mitarbeit von ganzen Menschengeschlechtern, ohne die Summierung einer langen, langen Reihe von Einzelerfahrungen, die sich bei der Lage der Dinge nur auf dem Wege der Niederlegung auf dem Papier vollziehen konnte: durch das anscheinend so einfache Mittel der Schrift.

Alle Kultur beruht auf der Anhäufung einer Masse von Einzelerfahrungen. Aber es müssen noch weitere Tätigkeiten hinzukommen, soll sie wirklich wachsen und gedeihen. Das sind die Festigkeit, einmal Erworbenes zu behalten, und vor allem die Fähigkeit, es fortzubilden und zu vermehren. Erfahrung zu sammeln, hat jeder Teil der Menschheit Gelegenheit gehabt, wie schon der Umstand bekundet, daß kein Teil von ihr ganz ohne jedwede Kultur geblieben ist. Die beiden anderen Fähigkeiten sind hingegen nur sehr ungleich verteilt und nicht ganz so allgemein betätigt worden. Wären auch sie im vollen Maße Gemeingut der Menschheit, so erblickten wir nicht die Stufenleiter von der niedersten Barbarei bis zur höchsten Vollkultur, wie sie die Menschheit von heute darstellt. Dann hätten alle Teile unseres Geschlechts die Gelegenheit zum höchsten Aufstieg besessen, und alle hätten sicher auch Gebrauch davon gemacht.

Für die weiße Rasse haben sich die Glücksumstände seit Jahrzehntausenden förmlich gehäuft. Von Haus aus zweifellos gut begabt, hat sie während des langen Zeitraums der Eiszeit eine ähnlich

harte Lebensschule genossen, wie sie den Eskimo und den altweltlichen Hyperboreern, den Lappen, Samojeden, Jakuten, Tungusen usw. von heute zuteil wird. Der Kampf gegen eine rauhe Natur und eine gefährliche Tierwelt hat unsere Vorfahren erfinderisch und wehrhaft gemacht. Später dann, nach dem endgültigen Rückzuge des Inlandeises und der Gletscher, hat es zu ihrem Heil gedient, daß der nunmehr geräumige Wohnplatz weder so arm war, daß er jeden Aufstieg aus Mangel an Hilfsmitteln verhindert hätte, noch so reich, daß er seinen Bewohnern zum Paradies und Schlaraffenlande geworden wäre. Europa und die weitere Umrandung des Mittelmeeres haben ihre Insassen stets zu emsiger Arbeit gezwungen. Dabei waren diese Länder fruchtbar genug, eine stets wachsende Volkszahl zu ernähren. Mit der Dichte wuchs hinwiederum die Stärke des Kampfes ums Dasein; sie spornte den einzelnen an und zwang zugleich die Gesamtheit zu wirtschaftlicher, gesellschaftlicher und politischer Organisation; sie beförderte die Arbeitsteilung und legte den Grund zu jener Stetigkeit der gesamten Lebensverhältnisse, die zum mindesten seit frühgeschichtlicher Zeit für diesen Teil der alten Welt bezeichnend ist.

Und nun gar der Aufstieg seit dem Aufkommen der Schrift. Was der eine ersann, vermittelte sie dem nächsten; die Fortschritte des einen Volkes übertrug sie dem anderen; die Errungenschaften der einen Generation vererbte sie der Nachwelt; was die einen bienenfleißig gesammelt, vermehrte sie um das, was die Späteren hinzuschafften.

Mit den Naturvölkern hat es das Schicksal ungleich weniger gut gemeint. Freilich, sie besitzen eine Ueberlieferung; aber sie ist nur kurz. Sie machen Kulturerwerbungen; aber diese gehen nicht selten verloren. Jedes der Völker Afrikas, Amerikas, Australiens und der Südsee hat im Laufe der Menschheitsgeschichte eine gewisse Höhe erklommen; aber wie mühselig und entsagungsvoll ist dieser Weg gewesen, der zudem über die Niederungen der Unkultur hinaus nur vereinzelt und nur in wenigen Beziehungen aufwärts geführt hat.

Unter den Ursachen für dieses Zurückbleiben liegt die Annahme geistiger Minderbegabtheit am nächsten. Sie mag vorhanden sein, doch ist der Abstand gegen die weiße Rasse kaum groß. Unwiderlegbar ist hingegen der nachteilige Einfluß der Naturumgebung, des Lebensraums. Ein Teil der Primitiven wohnt am polaren Außenrande der Oekumene, ein anderer in der tropischen Mitte. Ueberkalte und sehr heiße Länder, Steppen und Wüsten, abgeschlossene Inseln und unzugängliche Urwälder und Gebirge sind ihre Sitze. Feldbau, die Wurzel jedes Aufstiegs zu einer höheren Kultur, ist nur vereinzelt möglich; über das bloße Auflesen der Nahrung, über Fischfang und Jagd kommen nur Bevorzugte hinaus. Das alles bedingt ein versprengtes, dünn verteiltes Wohnen in großen Räu-

men und eine Abhängigkeit von der Natur, die schon beim Versagen eines einzigen Lebensfaktors, dem Auftreten einer Wildseuche oder einer Dürre, zur Katastrophe führen kann. Dünne der Bevölkerung besagt aber das Ausbleiben jedes Ansporns, jeder Arbeitsteilung, ja jeder steten Arbeit überhaupt. Ein organisiertes Arbeiten mit dem Nächsten ist unmöglich; neue Keime werden weder in die Breite getragen, noch für die Zukunft gehegt; jede Generation lebt und sorgt notdürftig für sich, und jedes neue Geschlecht setzt notgedrungen da ein, wo auch das frühere begonnen hat.

Ein breiter Riß teilt sonach die Menschheit: Schriftbesitz, geistiges Schätzesammeln und Anhäufung von Kulturgütern auf der einen Seite, hoffnungsloses Verharren in schriftloser, dunkler Tiefe auf der andern. Doch gemach; der Spalt heilt aus. Wir erscheinen uns als „Buchvolk", wie der Afrikaner jede schriftkundige Volksgruppe treffend benennt, uralt; in Wirklichkeit sind die wenigen tausend Jahre, die wir auf unsere Buchstabenschrift herabblicken, eine winzige Spanne im Verhältnis zur Menschheitsgeschichte überhaupt. Diesen ganzen langen Rest hindurch steht die Partie gleich; hier unterscheiden wir uns weder in bezug auf die Schrift, noch die übrigen Kulturgüter im mindesten von jenen heute so Armen. Das ist eben das Eigenartige und Seltsame an der Menschheit, daß sie nach oben und der Gegenwart zu in viele Einzelhorste zerfällt, höhere und niedere, die je einer Einzelkultur entsprechen, daß aber alle diese Horste aus einer gemeinsamen und gleichartigen Grundlage herauswachsen.

Unter den Elementen dieser Grundlage bilden die Vorstufen der Schrift nicht das hervorstechendste, wohl aber das folgenreichste. Der Drang, sich dem Nächsten mitzuteilen, ist in der Natur allgemein; er hat bereits in der Tierwelt zur Verständigung durch Gebärden und Laute geführt und tritt uns beim Menschen in einer Zahl von Lösungen entgegen, die einfach überraschend ist, läßt sie doch kaum ein Gebiet menschlicher Geistesbetätigung unberührt. Die nachfolgende kurze Uebersicht wird uns das zeigen.

---

2. Das Wesen der Schrift.

Sprache und Schrift haben gemein, daß sie für die Dinge ein Zeichen setzen. Bei der Sprache können es Geste und Gebärde, der gesprochene Laut oder der Ton eines beliebigen Instrumentes sein, sofern irgend eine Menschengruppe ihnen durch gegenseitige Uebereinkunft eine bestimmte Bedeutung untergelegt hat. Für uns ist der Begriff Sprache schlechthin identisch mit dem der Lautsprache.

Wir bedenken dabei nicht, daß wir selbst die Gebärde in weit höherem Grade zur Verständigung heranziehen, als uns gemeiniglich zum Bewußtsein kommt. Gleichzeitig vergessen wir, daß unser ganzes Kulturleben von einem wohldurchdachten und sinnreichen Signalsystem durchsetzt wird, vom einfachen Pfiff an über das Signalwesen der Verkehrsmittel, sowie des Heeres und der Marine hinauf bis zur drahtlosen Telegraphie.

Aber der Sprache haftet aller ihrer Mannigfaltigkeit zum Trotz ein großer Mangel an: sie dient nur dem Augenblick. Ist das Wort verhallt, die Geste beendet, das Signal verklungen, so besitzt keine Macht der Erde die Kraft, sie zur Nachprüfung zurückzurufen. Die Schrift ist demgegenüber dauernd, bleibend. Was sie dem andern zu sagen hat, kann er lesen, solange die bedeutungsvollen Zeichen erkennbar sind.

Parallel unserer Gewohnheit, unter dem Begriff Sprache nur die Lautsprache zu verstehen, läuft die andere, bei der Nennung des Begriffes Schrift nur an die Laut- oder Buchstabenschrift zu denken. Nicht einmal der Bilderschrift werden wir uns in jedem Augenblick bewußt. Und dabei ist diese vielgeübte und in der Menschheit weitverbreitete Kunst in Wirklichkeit nur einer unter den zahlreichen Versuchen der Nachrichtenübermittelung, die der Mensch in seinem Mitteilungsbedürfnis angestellt und mit großer Zähigkeit durchgeführt hat.

In unserer Schrift setzt sich das geschriebene Wort aus Zeichen zusammen, deren jedes nur einen Laut bedeutet. Barbier = b, a, r, b, i, e, r. Als Rebus würde man dasselbe Wort vermutlich durch die Zeichnung eines Bartes und eines Gefäßes mit einem schäumenden Etwas wiedergeben, in dem jeder Kenner unserer Gewohnheiten den Begriff Bier erkennen würde. Hier „schreibt" man also noch nicht Einzellaute, sondern ganze Silben, in diesem Fall die Silben bar(t) und bier. Das Wort Wand wird man durch die Zeichnung einer Wand selbst darstellen. Der Rebus ist also eine Schrift, bei der die Namen abgebildeter Gegenstände gleich oder ähnlich klingende ganze Wörter oder Teile von solchen vertreten. Zu gleicher Zeit ist es Bilderschrift, bei der die Zeichen für die Wörter oder Silben noch wenig oder gar nicht abgeschliffen sind, so daß der Gegenstand noch für jedermann erkennbar ist. Bei den im ernsthaften Gebrauch befindlichen oder befindlich gewesenen Bilderschriften der Chinesen, der alten Aegypter, Babylonier, Hettiter, Mexikaner und Maya-und den Bilderschriften geringerer Verbreitung und Bedeutung, wie wir sie bei manchen Naturvölkern feststellen können, ist das nicht mehr der Fall, sondern hier ist das Zeichen durch unausgesetzten Gebrauch im allgemeinen bereits so abgeschliffen, daß sein ursprünglicher Sinn oft nur noch erraten werden kann. Bei unseren Buchstaben endlich ist dieser Abschliff noch weitergeführt worden, wobei sie bemerkenswerterweise nur noch den Anlaut einer

früher wiedergegebenen ganzen Silbe darstellen, deren Form und Bedeutung jetzt naturgemäß noch schwerer festzustellen ist.

Wort- und Silbenschrift sind die nächsten Vorstufen unserer Buchstabenschrift. Sie sind schwerfälliger als diese, doch teilen sie mit ihr bereits einen großen Vorzug, der den frühen Stufen der Bilderschrift noch abgeht. Das ist die freie Verwendbarkeit der Lautzeichen überall da, wo die gleiche Lautfolge auftritt, ganz unabhängig vom Sinn. Das Zeichen für Wand z. B., das ursprünglich die Wand selbst darstellte, kann in der Silbenschrift ohne weiteres auch für die Wiedergabe von Wörtern wie Gewand, wandern, wandeln, Bewandtnis, Verwandtschaft, Gschwandtner u. dgl. gebraucht werden.

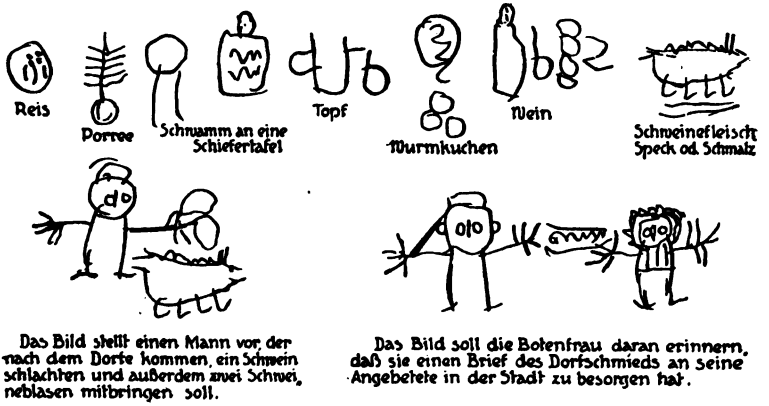


Abb. 1. Aus dem Bestellbuch einer ostfriesischen Botenfrau. Eine deutsche Bilderschrift aus unseren Tagen.

Jenseits dieser bereits recht beweglichen Silben- und Wortschrift liegt die Phase des Zeichnens der Dinge oder ganzer Vorgänge selbst. Zur Wiedergabe etwa des Begriffes Barbier benötigt sie der Darstellung einer ganzen Szene, aus der die Tätigkeit des Bartkünstlers unverkennbar hervorgeht. Daß selbst wir Träger der Höchstkultur über dieses naive Stadium noch nicht ganz erhaben sind, bekundet das den Lesern des „Kosmos-Handweisers" gewiß noch in Erinnerung befindliche Bestellbuch der ostfriesischen Botenfrau (Abb. 1), das eine wahre Musterkarte bilderschriftlicher Wortsymbole enthält, daneben aber doch auch bezeichnenderweise ganze Vorgänge schildert.*)

Die Zeichnungen bleiben hier von einer auch nur mäßigen künstlerischen Wiedergabe der Objekte weit entfernt; nicht einmal naturwahr ist die Mehrzahl von ihnen. Beides ist unzweifelhaft eine Folge des Mangels an Können, des zeichnerischen Unvermögens, doch darf

*) Kosmos, Handweiser für Naturfreunde. 1914, S. 225.

man im selben Augenblick die Frage aufwerfen, ob die Frau die Zeichnungen besser und genauer ausgeführt haben würde, selbst wenn sie eine Meisterin gewesen wäre. Wir werden sehen, daß die Wahrscheinlichkeit dafür nur sehr gering ist, weil die Kunst, sobald ihr die Absicht der Mitteilung untergelegt wird, kaum noch das Interesse besitzt, nunmehr die höchsten Stufen zu erklimmen. Die wenigen Vorkommnisse, wo Völker der Vergangenheit oder der Gegenwart künstlerisch wirklich Hervorragendes geleistet haben, wie die Paläolithiker Südfrankreichs und Spaniens und die Buschmänner Südafrikas, kommen denn auch für die Normalentwicklung der Schrift nur bedingt in Betracht; die betreffenden Werke fallen zwar noch unter den Begriff der Schrift in seiner weitesten Fassung, doch gehören sie psychologisch keiner anderen Kategorie an als auch weit weniger künstlerische Erzeugnisse jener primitiven Gemüter. Sie sind zunächst beide nur Erinnerungsbilder.

Formengeschichtlich haben wir also, um es zu wiederholen, folgenden Entwicklungsgang:

Den Anfang bildet die zeichnerische Wiedergabe des Objektes oder ganzer Vorgänge selbst. Vom stammelnden ersten Kritzelversuch aus kann sie zum höchsten Naturalismus ansteigen, ohne daß sie ihn indessen in allen Fällen anstrebte. Durch fortgesetzten Gebrauch schleifen sich die Zeichnungen mehr und mehr ab; sie werden schematisiert und stilisiert zugunsten der Hervorhebung eines charakteristischen Zuges oder durch Vereinfachung des Bildes als Ganzes. Das Endergebnis ist ein Zeichen, dessen Abkunft von dem ursprünglichen Bild oft kaum noch ersichtlich oder erkennbar ist.

Inhaltlich und psychologisch, d. h. in ihrem Verhältnis zur Sprache und als Ausfluß der menschlichen Vorstellungen, verläuft die Entwicklung weniger einfach. Uns dient das geschriebene Wort als vollkommener optischer Ersatz für das gesprochene akustische; daher sehen wir es als selbstverständlich an, daß die einzelnen Schriftzeichen, aus denen sich das Wort zusammensetzt, auch dessen einzelnen Sprechlauten entsprechen. Die Ansicht schießt zwar insofern über das Ziel hinaus, als jedem von uns geläufig ist, wie mannigfaltig unsere sämtlichen Vokale und auch manche Konsonanten gesprochen werden. Trotzdem haben wir für jeden von ihnen nur je ein Schriftzeichen, so daß dieses in Wirklichkeit noch eine ganze Gruppe von Lauten deckt. Immerhin reichen sie aus, selbst phonetische Feinheiten der Sprache zum Ausdruck zu bringen.

Der Weg bis zu diesem Grade der Vollendung stellt sich etwa folgendermaßen dar.

Die Bilderschrift geht von zweierlei aus: der Darstellung des einzelnen Gegenstandes und der des Vorganges. Beides ist dem Ursprung nach Historienmalerei. Für die Wiedergabe eines Vorgangs erscheint das vollkommen einleuchtend; es gilt indessen auch für die Gegenstandszeichnung, wie ich in zahlreichen Fällen urkundlich

feststellen konnte. In Deutsch-Ostafrika veranlaßte ich tunlichst jeden Eingeborenen, der mit mir in längere Berührung kam, meine Diener, Soldaten, Träger, Stadt- und Dorfbewohner, zum Zeichnen. Die Ausbeute ist beträchtlich, harrt aber im großen und ganzen noch der Veröffentlichung. Psychologisch wertvoll ist sie vor allem durch die Möglichkeit, die Gedanken und Vorstellungen der Autoren an der Hand ihrer eigenen Erklärungen nachzuprüfen, indem ich mir jede einzelne Zeichnung in meist langen und stets sehr lebhaften Verhandlungen vom Künstler selbst erläutern ließ.

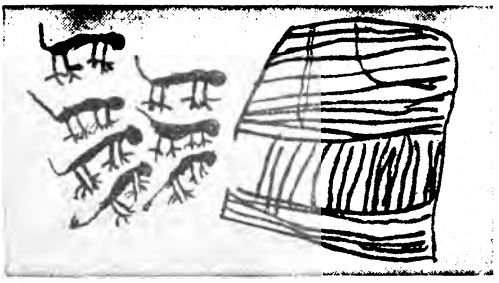


Abb. 2. Plünderung einer Pflanzung durch eine Affenherde. Negerzeichnung.

Der Träger Numa, ein Mssukuma vom Südufer des Viktoria Nyansa, legt mir die in Abb. 2 wiedergegebene Zeichnung vor. „Was ist das?" deute ich auf die Tiergruppe links. „Affen," lautet die Antwort. „Und rechts?" „Mein Feld," tönt es zurück. Alles weitere ergibt sich daraus sehr einfach. Numa ist in der Zeit, wo er nicht als Träger auf den Karawanenstraßen Ostafrikas liegt, ein eifriger Bauer, den die gewohnheitsmäßigen Angriffe der Affenherden auf seine Schamba stark bekümmern. Eine solche ach nur allzuoft beobachtete Szene gleichsam als Genrebildchen zu malen, muß ihm also recht naheliegen. Schon will ich zum nächsten Künstler übergehen, da ergreift Numa noch einmal das Wort. „Freilich," heißt es da, „ist das meine Schamba, aber es ist die Schamba, die ich vor drei Jahren an der und der Stelle hatte, und das sind die Affen, die sie ausplünderten, als mein Freund Soundso Hochzeit feierte." Es handelt sich also um kein Genrebild, sondern um die Darstellung eines ganz bestimmten Ereignisses.

Abb. 3. Frau in der Hütte am Mörser. Negerzeichnung.

Das gilt auch von der folgenden Szene (Abb. 3). Nichts ist so bezeichnend für das Gleichmaß des Lebens in einem ostafrikanischen Negerdorf, als der Ton der die Körner der Hirse, des Maises und des Reises enthülsenden, sie auch wohl zerquetschenden Mörserkeule. Kaum ist das Tagesgestirn über den Hori-

zont emporgestiegen, so beginnt es in allen Gehöften dumpf zu dröhnen. Tritt man näher, so bietet sich ein Anblick, ganz wie er in dem kleinen Negerbilde festgehalten ist: die schlanken, aber dabei muskulösen Frauenarme schwingen die schwere Keule, daß es nur so eine Art hat. Man sollte meinen, ein solches Bild müsse dem schwarzen Künstler ein Allgemeinbegriff sein. Weit gefehlt; auch hier heißt es: „Ja, Herr, aber das ist keine Frau schlechthin, sondern meine Frau in der Hütte, die zu der und der Zeit an dem und dem Bache stand."

Und selbst auch bei einzelnen, noch so landläufigen Einzelobjekten tritt derselbe Gedankengang zutage. „Liquiqui" heißt die Antwort des Mannes aus dem Süden der Kolonie, als ich auf den höchst

Abb. 4. Der Schicksalsvogel Liquiqui. Negerzeichnung.

Abb. 5. Kokospalme. Negerzeichnung.

lebensvoll gezeichneten Vogel der Abb. 4 deute. Das ist der Name für ein Käuzchen, das nach seinem Schrei benannt wird. Der psychologische Zusammenhang liegt indessen auch hier wesentlich tiefer. Das Käuzchen spielt am Rovuma die gleiche Rolle des Schicksalsvogels wie sein europäisches Gegenstück: wo sein unheimlicher Nachtruf ertönt, muß jemand sterben. In Luisenfelde nördlich vom Mittellauf jenes deutsch-portugiesischen Grenzstromes, einem am Anfang des laufenden Jahrhunderts auf sog. Kaprubinen abgebauten Bergbaufelde, war nun tatsächlich das Töchterchen des weißen Verwalters nach kurzer Krankheit dahingerafft worden, unmittelbar, nachdem ein Liquiqui drei Nächte lang gerufen hatte. Gerade diesen Unheilbringer, und kein Liquiqui schlechthin, hat der Zeichner, dem der traurige Fall zu Ohren gekommen sein mußte, dargestellt.

Am unerwartetsten erscheint uns jedoch das historische Gefühl bei der in Abb. 5 dargestellten Kokospalme. Sie ist für die Küste förmlich Charakterbaum. Trotzdem betonte der Zeichner, mein Diener Moritz, ausdrücklich, das sei die Palme auf dem von mir in Dar-es-salam bewohnten Hof, in der die vielen „Waduḍu" säßen, jenes Ungeziefer, das mich abends immer so belästigt habe.

Die Zahl der einschlägigen Beispiele ließe sich beliebig vermehren, doch geben uns bereits diese wenigen den Anlaß zu recht weittragenden Schlußfolgerungen. Zunächst zu der, daß zwischen primitiver Kunst und primitiver Schrift eine scharfe Grenze kaum zu ziehen sein wird; jedes Motiv, ob Einzelgegenstand oder Vorgang, kann sich zum erhabensten Kunstwerk oder zum abgeschliffensten Buchstaben entwickeln. Gerade im ältesten Europa läßt sich diese Doppelentwicklung recht gut verfolgen.

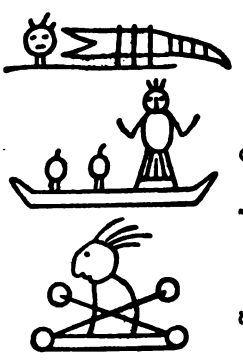
Sodann die starke Neigung des Primitiven, seine Bilder aus der Erinnerung zu schöpfen. Die vergleichende Sprachforschung, insonderheit die Indogermanistik, rühmt sich, die Lebensgewohnheiten und Lebensschicksale der ältesten Träger dieser großen Sprachgruppe aus deren Wortschatz herauslesen zu können. Im gleichen Sinn wird die vergleichende Schriftforschung die Lebensführung der Vorzeit aus den einzelnen Schriftzeichen herauslesen können, sobald sie diese einmal lückenlos bis auf ihre Ausgangsbilder zurückzuverfolgen mag. Welch ausgezeichneten ethnographischen Urkunden derartige Bilder in der Tat darstellen, zeigen ja bereits die wenigen afrikanischen Belege.

Zuletzt die Lehre, daß die „reine" Bilderschrift, um einen treffenden Ausdruck von R. Stübe zu gebrauchen, noch in keinerlei festem Verhältnis zur Sprache steht.*) Wir müssen die Wörter Käuzchen und Kokospalme lesen, wie sie geschrieben stehen; der Neger kann sich über seine Zeichnungen den verschiedensten Gedanken und Vorstellungen hingeben, und zugleich kann er diesen Gedanken jedem ihm beliebigen Ausdruck verleihen. Selbst in fremden Sprachen kann er den Inhalt des Bildes ausdrücken. Gedanken- oder Vorstellungsschrift dürfte die passendste Benennung für diese sehr frühe Vorstufe der eigentlichen Sprachschrift sein.

Die sprachliche Bindung wird angebahnt durch die Wiederholung, die Mutter aller festgefügten Formen und Normen im Leben der

*) R. Stübe, Grundlinien zu einer Entwicklungsgeschichte der Schrift. Graphologische Monatshefte, München 1907. Die kleine Abhandlung betont besonders die psychologische Seite des Problems, das Hineinwachsen der Schrift in die Sprache. In zwei weiteren Büchern (Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der Schrift, Heft 1: Vorstufen der Schrift; Heft 2: Die Bilderschriften; beide in den Monographien des Buchgewerbes, Verlag des Deutschen Buchgewerbevereins, Leipzig 1912 und 1913) erweitert und vertieft derselbe Verfasser die in der ersten Arbeit entwickelten Gesichtspunkte und belegt sie zugleich durch ein reiches Illustrationsmaterial.

Menschheit, durch den oftmaligen Gebrauch desselben Bildes wie auch seines Kommentars. Hübsche Belege dieses Überganges bieten gewisse Bilderschriften nordamerikanischer Indianer; so das Walam Olum (Abb. 6) der bekannten Delawaren. Dieses Walam Olum („wahrheitsgemäße Malerei") ist eine auf fünf Birkenrindenblätter in Bilderschrift geschriebene, aus voreuropäischer Zeit stammende Chronik des Delawarenvolkes. Es beginnt mit dem Bericht über die Erschaffung



Amangamek — die großen Fische
makdopannek — die zahlreich waren
alendyuwek — einige (der Menschen)
metzipannek — fraßen sie auf.

Manitodasin — Geheimnisvolle Tochter
mokol — mit dem Boote
wichemap — half sie:

„Palpal" — „Komm, Komm"
payat — kam sie
payat — sie kam
wemichemap — half allen

Nanabusch — Nanabusch
wemimokom — Nanabusch — ist der Großvater aller

winimokom — der Großvater der Wesen
linnimokom — der Großvater der Menschen
tulamokom — der Großvater des Schildkrötenstammes

Abb. 6. Stichprobe aus dem Walam Olum der Delawaren.

der Welt; dann folgt der Bericht der großen Flut, und schließlich die Darstellung der vorhistorischen und historischen Geschichte des Stammes. Den Bildern entsprechen Verse mit feststehendem Text, der früher wohl nach feststehenden Melodien gesungen wurde. Die Bilder dienten nur als Hilfsmittel für das Gedächtnis beim Absingen des Textes; sie waren nicht ohne weiteres verständlich, sondern der damit verknüpfte Text mußte auswendig gelernt werden.

In Abbildung 6 ist der Anfang des Flutberichtes (Blatt 2, Vers 11—13) nach J. Löwenthal wiedergegeben. Zur Erklärung der darin vorkommenden Personen diene folgendes: Manitodasin (= die geheimnisvolle Tochter) ist die Mondfrau Nipahumpskwa) (= die kleine Frau, die des nachts Boot fährt). Nanabusch (= der Tote, der in Flammen zurückkehrt) ist der Heilbringer, der Gott des erwachenden Lebens in der Natur.

Der Sinn der Darstellung ist also folgender: Die große Flut ist hereingebrochen; Riesenfische fressen die Menschen auf. Die Mondfrau rettet die Menschen auf ihr Boot.

Mit dem erläuternden Text nehmen zugleich auch die Bilder selbst nach und nach feste, konventionelle Formen an; sie werden ebenfalls stereotyp und kehren in derselben Gestalt überall wieder. Beispiele sind die rohgezeichnete menschliche Figur, die in den Rin-

denbriefen nordamerikanischer Indianer das einzelne Mitglied eines Unternehmens bezeichnet; ferner die rotbemalten Gliedmaßen als Symbol der entsprechenden Verwundung; die kopflose Menschenfigur als Ausdruck des erfolgten Todes u. a. m.

Vom Eintritt einer organischen Verbindung zwischen Sprache und Schrift an gewährt die Entwicklung der Schrift ein wesentlich einfacheres Bild. Stübe schlägt, wohl im Anschluß an Wuttke, den Ausdruck Sprachschrift für jedes diesseits dieser Grenze liegende optische Verständigungsmittel vor, der recht annehmbar ist. Gleichzeitig teilt er die Sprachschrift in die älteren Unterstufen der Satz- und der Wortschrift, denen als letzte und höchste Glieder die Silben- und die Lautschrift folgen. Zur Begründung des Ausdrucks Satzschrift weist er darauf hin, daß die Sprache nur im Satze lebt, der für das sprachliche Bewußtsein den Ausgangspunkt und die Einheit bildet. Folgerichtig muß der Satz auch für die Sprachschrift der Ausgang sein.

Die Differenzierung der Satzschrift zur Wortschrift setzt den sehr beträchtlichen Fortschritt des menschlichen Geistes vom synthetischen zum analythischen Denken voraus. Wir zergliedern gewohnheitsmäßig jede Erscheinung und jeden Hergang; der Primitive nimmt beides als Ganzes. Uns setzen sich der geschriebene Satz aus selbständigen Worten und das Wort aus selbständigen Einzellauten zusammen; unter den Primitiven nehmen schon diejenigen eine Ausnahmestellung ein, bei denen sich der Satz aus Bildersymbolen für die einzelnen Worte aufbaut, von solchen für die einzelnen Silben oder gar die einzelnen Laute ganz zu schweigen. Aber auch selbst bei der Wortdarstellung handelt es sich ursprünglich und für lange Zeit stets nur um die Abbildungen von Dingen oder die Darstellung des Konkreten. Nur der chinesischen Schrift, übrigens der einzigen reinen Wortschrift, ist es gelungen, durch Uebertragungen und Kombinationen auch zur Darstellung von Begriffen zu gelangen.

Die beiden letzten und feinsten Stufen der Sprachschrift, die Silben- und die Lautschrift, fallen unter diesen Gesichtspunkten nur noch bedingt in das Arbeitsgebiet der Völkerkunde; sie sind vielmehr schon eher der Gegenstand philologischer Betrachtungsweise. Gleichwohl sollen die wenigen Fälle ihres Vorkommens in der Welt der Naturvölker unserer Beachtung nicht entzogen bleiben.

---

3. Der Schriftersatz.

Neben der eigentlichen Schreibschrift besitzt die Menschheit auch noch eine ganze Reihe anderweitiger plastischer und graphischer Verständigungsmittel über Zeit und Raum. Suchend schweift der Blick des Stadtbewohners die Häuserzeile der Straße entlang. Lesbar

sind ihm die Ladenüberschriften bei dem spitzen Winkel, in dem er zu der Häuserflucht steht, nicht. Trotzdem schreitet er sicher auf ein bestimmtes Ziel los. Es ist die Arbeitsstätte unseres alten Freundes, des Barbiers, der sich und sein Gewerbe in diesem Fall durch seine weithin glänzenden Messingbecken verraten hat. Sie sind in der Tat ganz allgemeinverständliche Merkzeichen, eine von jedermann deutbare symbolische Sach- oder Gegenstandsschrift. In dieselbe Klasse der Verständigungsmittel gehören der hölzerne oder metallene Handschuh, der Zylinderhut, der gewaltige Schlüssel und der ebenso stattliche Stiefel, der große Kupferkessel, die blaue Brille oder der moderne Klemmer, die verschlungenen Trauringe, die weithinleuchtenden Zifferblätter unserer Uhrmacher, kurz die ganze stattliche Anzahl von Symbolen für die Tätigkeit unserer alten Gewerbe. Auch der „Rote Ochse" und der „Goldene Löwe" vor den altüberkommenen Wirtshäusern und der nunmehr allerdings wohl ausgestorbene Schulzenstab, den das Dorfoberhaupt alten Stils bei den stimmberechtigten Gemeindemitgliedern herumgehen ließ zum Zeichen, daß eine neue Beratung des Ortsparlamentes fällig sei. Sie alle sind Ueberlebsel aus einer Zeit, wo die Schreibschrift und die Kunst, sie zu lesen, noch nicht so Gemeingut aller Schichten waren, wie es heute der Fall ist.

Auch Reste anderer Art bewahrt unser Volksleben noch in Menge. Alle unsere Eigentumszeichen gehören hierher, vom vornehmen Ex libris, der modernen Reklamemarke und dem Musterschutzzeichen angefangen bis zum Monogramm in der Wäsche, dem Einschnitt in die Ohren der Rinder und Schafe, der Brennmarke auf dem Schenkel der Pferde und allen den besonderen Zeichen, mit denen der einzelne sein sonstiges lebendes und totes Besitztum von dem der übrigen unterscheidet.

Zählmarken und Wegzeichen sind eine weitere Abart dieses primitiven Schriftersatzes. Bei unseren Wegweisern ist die ausgestreckte Zeigehand im Zeitalter eines vollkommenen Schrifttums vollkommen überflüssig; sie ist eben Ueberlebsel aus alter analphabetischer Zeit. Der in entlegenen Gegenden Europas noch immer gebrauchte Kerbstock dient hier gegenwärtig wohl mehr zum Festhalten von Zahlbegriffen; ursprünglich bedeuteten seine Zeichen eine Gedächtnishilfe für die verschiedenartigsten Dinge und Angelegenheiten. Er war noch nicht bloßer Zählstock, sondern entsprach etwa dem Knoten im Taschentuch, der im Sinn der Gedächtnishilfe ja auch unter den Begriff der Schrift fällt.

Eine gerade im Bann unseres vielverschrieenen Militarismus häufige Zeichenschrift sind die Abzeichen als Ausdruck der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe oder als Auszeichnung. Unser ganzes Uniformwesen mit seiner bis ins einzelne ausgebildeten Zeichenschrift gehört hierher, auch das Ordenswesen, unsere Tracht für Trauer und Feste und vieles andere mehr. Bei den Primitiven be-

wegt sich diese Art Schrift in anderen Bahnen, indem sie in Aeußerlichkeiten, wie der Stammestatauierung, in Ziernarben, in Bemalung und einem ungemein vielgestaltigen Schmuck zutage tritt. Gleichwohl vermag der Wilde diese Zeichen ebensogut zu deuten, wie wir den dicken Kodex unserer Unterscheidungsmerkmale beherrschen.

Mit den beiden nunmehr folgenden letzten Arten biegt diese formenreiche Gruppe von Verständigungsmitteln in dieselben Bahnen ein, die wir bereits bei den Vorstufen der eigentlichen Schreibschrift betreten hatten. Längst vor aller bewußten Schrift liegen einmal die ohne Zweckbewußtsein, d. h. noch ohne Mitteilungsbedürfnis an Felsenwände, Bäume, frei bewegliche Gegenstände, in den Sand oder sonstwohin geritzten Zeichnungen; zu einem Teil vor, zum andern bereits in ihr sodann alles, was der Mensch zur Beeinflussung des andern, zu Zauberzwecken, wie die Völkerkunde sagt, in die gleichen Unterlagen einzeichnet. Als spielmäßige Zeichnungen und magische Symbole kann man mit Theodor Wilhelm Danzel*) beide Gruppen aus der Zahl der übrigen Vorstufen der Schrift herausheben.

Diese selbst stellt sich nach alledem als ein recht umfassender Begriff dar, begreift sie doch im weitesten Sinn die Gesamtheit aller praktischen Mittel zu einer Verständigung über Zeit und Raum und zur Fixierung der Erinnerung, soweit Laut- und Gebärdensprache zu diesem Zweck nicht ausreichen. Wir werden die erfreuliche Gelegenheit haben, uns so ausgiebig wie der Raum es eben zuläßt, im Leben der alten und der neuen Menschheit umzusehen, um zum mindesten den Hauptteil aller dieser Vorläufer und Vorstufen der Schrift zu berühren.

---

4. Spielmäßige Zeichnungen und magische Symbole.

„Narrenhände beschmieren Tisch und Wände" lautet unser rasches Urteil über jeden, den die Mauern eines Aussichtsturmes, die Rinde eines Baumes, die Flächen eines Bretterzaunes oder gar des eigenen Schreibpultes in Versuchung geführt haben, sich durch den eigenen Namenszug oder dessen Initialen oder durch irgendwelche Schriftzeichen anderer Art zu verewigen. Das Urteil ist zu hart; zugleich ist es auch eine unbewußte Selbstkritik, denn dieser Versuchung hat noch kein Angehöriger unseres Geschlechts wider-

*) Th. W. Danzel, Die Anfänge der Schrift. Leipzig, R. Voigtländers Verlag 1912. Auf die verdienstvolle, den Gegenstand nahezu erschöpfende Schrift sei angelegentlichst verwiesen.

ſtanden, ſeitdem es über das dumpfe Stadium der bloßen Nahrungsſuche hinausgelangt iſt. Wir ſehen bereits beim kleinen Kinde, wie es ſozuſagen aus einem angeborenen Trieb heraus wirre Krikelkrakel zu Papier bringt, können für die ganze bunte Welt der Naturvölker aller Zonen feſtſtellen, daß keins von ihnen gänzlich frei von den gleichen triebartigen Neigungen iſt, und müſſen ſchließlich von uns ſelbſt geſtehen, daß beſtimmte Geiſteszuſtände, Vorſtellungen und Gefühle, beim einen ein müßiges Hindämmern, beim andern ein völliges Verſenken in einen beſtimmten Gegenſtand, beim Dritten gar die bloße Langeweile, hinreichen, ebenfalls ganz „gedankenlos" Figuren in irgendwelcher Art in den Sand zu ritzen oder zu Papier zu bringen.

Dieſes ſpielmäßige Zeichnen iſt alſo Gemeinbeſitz der Menſchheit. Es muß ſchon aus dieſem Grund eine recht frühe Errungenſchaft ſein, dokumentiert ſich indeſſen auch in konkreter Weiſe als ſolche, indem es in unſerem eigenen Kulturkreiſe, deſſen Entwicklung wir aus erklärlichen Gründen am weiteſten rückwärts verfolgen können, bereits in ſehr früher vorgeſchichtlicher Zeit von einer höheren Stufe der Kunſtübung abgelöſt worden iſt. In den übrigen Erdteilen wird die frühe Zeitlage ebenfalls feſtſtellbar ſein, doch ſind unſere urgeſchichtlichen Studien dort im allgemeinen noch nicht von derartigen Einzelerfolgen gekrönt worden.

Die Linienführung dieſes ſpielmäßigen Zeichnens iſt zunächſt noch ſinnlos; es ſind bloße Kritzeleien. Aber in dieſem Gewirr ſchließen ſich dem Auge des Autors ſelbſt oder auch des ſpäteren Beſchauers gelegentlich etliche Linien zum Umriß eines ihm vertrauten Objekts, eines Tieres, eines Menſchen, eines Gegenſtandes zuſammen. Nur ein paar Nachhilfen ſind nötig. Raſch werden die in Frage kommenden Striche in dem einmal erkannten Sinn fortgeführt und ausgezogen — und Zeichenkunſt und Bilderſchrift ſind erfunden.

In dieſem Moment des Hinein- oder Herausſehens haben wir ohne allen Zweifel wenigſtens je eine Anfangsform der beiden Geiſtesbetätigungen zu erblicken. Für die Kunſt mag die Körperbemalung ebenſo früh oder gar noch früher ſein; für die Schrift laufen ihm vielleicht Orts- und Merkzeichen zeitlich parallel. Beides iſt ſchwer zu unterſcheiden, für den Fortgang im übrigen auch belanglos.

Dieſer Fortgang wird für die Schrift in um ſo belangreicherer Weiſe durch eine fernere Eigenſchaft des Naturmenſchen gefördert, die anſcheinend ebenfalls Gemeingut aller Zeiten und Raſſen iſt. Das iſt die Neigung, zwiſchen dem Bild und ſeinem Original einen gewiſſen Zuſammenhang herzuſtellen, das Bild gleichſam als einen Teil des dargeſtellten Objekts zu betrachten und zu glauben, daß alles, was mit dem Bilde geſchieht, nun auch dem Original zuſtoße.

Der Glaube an den Bildzauber hat ſeine Parallele in der bekannten und weitverbreiteten anderen Anſchauung, daß Leib und

Seele des Feindes beherrscht, wer etliche Haar- oder Nagelabschnitte von ihm erlangen kann. Völkerkundlich äußert er sich u. a. in der bei Naturvölkern ganz allgemeinen, doch selbst auch in Europa durchaus noch nicht ausgerotteten Furcht vor dem Photographiertwerden. Hundert Reisende erzählen davon; auch mir ist es 1906 in Deutsch-Ostafrika passiert, daß ich wochenlang keinen Schwarzen vor die sonst gern gesuchte Kamera bekam, weil irgendein besonders abergläubischer oder böswilliger Eingeborner den Leuten eingeredet hatte, mit dem Bilde habe der weiße Mann ihnen etwas angetan; er habe deutlich gesehen, daß sie auf den Platten vollkommen nackend erschienen.

Für die Schriftentwicklung ist der Zauberglaube insofern von Bedeutung gewesen, als er, wenn auch nicht der einzige, so doch sicher einer der Hauptfaktoren gewesen ist, die den Primitiven zum Zeichnen veranlaßt haben. Zunächst ist daran festzuhalten, daß vermutlich alle Teile der Menschheit einmal die Wirtschaftsform der Sammler, Jäger und Fischer haben durchkosten müssen. Nun erscheint dem Primitiven — wie ja auch dem Kinde — das Tier an sich als etwas besonders Mystisches, mit dem er sich, zumal wenn er als Jäger berufsmäßig die Gelegenheit besitzt, sein Tun und Treiben ständig zu beobachten, auch dauernd beschäftigt. Ganz von selbst fügt es sich dabei, daß er aus dem vielleicht rein spielmäßig an die Felswand, in die Rinde des Baumes oder in den Sand geritzten Liniengewirr die vertrauten Umrisse tierischer Körper herausfieht, daß er sie in der erkannten Bedeutung vervollständigt, und daß sich die Entwicklung seiner Kunst in der einmal eingeschlagenen Richtung weiterbewegt. Tatsächlich herrscht in der Kunstübung aller Sammler-, Jäger- und Fischervölker der Vergangenheit wie der Gegenwart die Tierzeichnung bis fast zur Alleinherrschaft vor. Nur die Menschenzeichnung tritt mit ihr zeit- und stellenweise in Wettbewerb.

Mit dem rein äußerlichen Moment der aus dem bloßen räumlichen Zusammenleben hervorgehenden Vertrautheit geht jedoch ein psychologisches Hand in Hand. Jedem Menschen wohnt, ihm selbst zunächst unbewußt, eine Kraft inne, die ihn befähigt, die Umwelt nach Belieben zu beeinflussen, Mensch und Tier zu schaden, sie zu bannen oder ihnen sonst etwas anzutun. Noch vor wenigen Menschenaltern tanzten die mit Büffelmasken verkleideten nordamerikanischen Prärieindianer zu dem ausgesprochenen Endzweck, die Bisonherden dadurch in die Nähe ihres Lagers zu locken. Die gleiche Wirkung erzielt der Jäger, indem er das Abbild des Wildes auf die Felswand zeichnet; er zwingt es dadurch in seinen Bann und kann es leichter erlegen als ohne die Betätigung seiner Zauberkraft.

Man geht unzweifelhaft zu weit in der Annahme, von den ungezählten Bildern des Menschen oder des jagdbaren Getiers, die wir schon jetzt aus allen Erdteilen kennen, sei auch nur die Mehrzahl als Frucht dieses Zauberglaubens zu betrachten; sicher sind viele

von ihnen der Ausfluß irgendwelcher anderer Vorstellungen und Stimmungen, eine Aeußerung des bloßen Spieltriebs, besonderer künstlerischer Veranlagung, vermutlich auch totemistischer Ideen, d. h. des Glaubens, eine bestimmte Tiergattung sei der Stammvater des betreffenden Geschlechts oder stehe doch sonst in irgendwelchen genetischen Beziehungen zu ihm. Ein beträchtlicher Teil von ihnen läßt hingegen keine andere Erklärung zu.

Aber auch das Tier selbst zaubert, weil ihm ebenfalls Zauberkraft innewohnt. Oftmals ist es sogar stärker als der Mensch, Grund genug für diesen, sich seiner Macht zu vergewissern, indem er es aus dem uns bereits bekannten Beweggrund heraus zeichnet oder plastisch nachbildet. Natürlich kommen jetzt weniger die jagdbaren als die starken und gefährlichen oder auch die durch ihre Lebensweise doppelt unheimlichen Tiere in Frage. Jeder aufmerksame Rundgang durch ein größeres ethnographisches Museum lehrt, wie weit gerade diese Anschauung verbreitet sein muß, strotzt doch der Kulturbesitz aller unserer Naturvölker geradezu von Verzierungen und Bildwerken dieser Art. Sie bedecken jede Waffe und jedes Gebrauchsgerät und sind oftmals noch einigermaßen naturalistisch gehalten, so daß die Art des gefürchteten und zu Zauberzwecken herangezogenen Lebewesens in der Regel noch erkannt zu werden vermag; im übrigen aber zeigen gerade sie alle Abstufungen der Schematisierung bis zum Charakter fortgeschrittenster Bilderschrift, ja selbst bis zum buchstabenartigen Abschliff hinunter.

Die Ursache für diese geringe Betonung des Aehnlichkeitsprinzips ist im Endzweck des Bildes selbst zu suchen. Werden sie um ihrer selbst willen und nur aus reiner Betätigungslust hergestellt, wie es bei der Weiterentwicklung des spielmäßigen Zeichnens zur wirklichen Kunst geschieht, so steht die künstlerische Vollkommenheit der Ausführung im Vordergrunde des Interesses. Liegt ihnen

Abb. 7. Swastika, Triquetrum und Drudenfuß.

hingegen der Endzweck der magischen Fernwirkung zugrunde, so sinkt die Bewertung der Aehnlichkeit mit der Länge der Uebung dieses Brauchs, bis zum Schluß nur noch eine bloße symbolische Figur an den einstigen Ausgang erinnert. Die uralten Glückszeichen des Hakenkreuzes oder der Swastika und des Triquetrums, unser christliches Kreuz, der Drudenfuß (Abb. 7) und manches andere Zeichen schreiben eine in dieser Beziehung sehr lehrreiche Schrift.

Das magische Zeichnen beschränkt sich auf die Dauer nicht auf die Wiedergabe von Tier und Mensch. Diesem ist die Natur in dem-

selben Ausmaß, wie er mit ihr infolge seiner Kulturentwicklung verwuchs, auch immer allgemeiner beseelt erschienen. Selbst die belanglosesten Gegenstände seiner Umgebung vermag der Wilde — wieder genau wie das Kind — sich als von eigenem Leben durchpulst vorzustellen. Ganz von selbst werden auch sie für den von steter Zauberfurcht Umfangenen zum Darstellungsobjekt seiner magischen Kunst; auch ihr Bild wehrt Gefahren ab oder bedroht den Gegner. Der Formenreichtum der bekannten Bilderschriften ist nur durch diese Mannigfaltigkeit der Ausgangsmotive zu erklären.

---

5. Der mittelmeerische Kulturkreis.

A. Der Schriftersatz.

Eine bemerkenswerte Zähigkeit im Festhalten des Alten ist der Grundzug auch unserer nach allgemeinem, aber oberflächlichem Urteil so schnellebigen Zeit; nur sinkt gern zum Besitz des Kindes herab, was dem Erwachsenen bei der Fülle des verbesserten Neuen überflüssig und überholt erschien. Ueberlebsel nennt die Völkerkunde derartige Reste aus guter alter Zeit, die sowohl Sitten und Gebräuche, wie auch einfache Geräte umfassen können. Unser Flitzbogen ist eine solche Erinnerung an die längst vergessene Allein- und Vorherrschaft des Bogens als Jagd- und Kriegswaffe, unser Waldteufel eine solche an das der frühen Menschheit wohl ganz allgemeine Schwirrbrett. Es besteht aus einer spitzovalen Holzplatte, die an einer Schnur über dem Kopf gewirbelt wird, wodurch ein gewaltig brummendes, auf- und abschwellendes Geräusch entsteht. Ursprünglich von ausgesprochen magischer Bedeutung, nämlich die drohende Sprache überirdischer Gewalten, ist dieser Ton längst zur profanen Verstärkung des großstädtischen Straßenlärms herabgesunken.

Auch an die vor aller Schreibschrift liegenden Zeiten der um das Mittelmeer gelagerten alten Kulturböden gemahnen zahlreiche Ueberlebsel. Das ist die Gesamtheit der bereits erwähnten Sach- oder Gegenstandsschriften, der Orts- und Eigentumszeichen, der Zählmarken, Weg- und Abzeichen. Dem brausenden Strom des modernen Lebens gegenüber erscheinen sie bedeutungslos, doch steht selbst der einzelne noch häufiger und stärker unter ihrem Bann, als er gemeiniglich ahnt oder annimmt. Fast unübersehbar und der Gegenstand einer sehr stattlichen Literatur sind besonders in den südeuropäischen Ländern die plastischen und graphischen Abwehrmaßregeln gegen den bösen Blick. Sie sind Schriftersatz insofern, als sie dem Kenner der Verhältnisse in ihrer Bedeutung vollkommen

geläufig sind. Gewohnheitsmäßig häuften bis vor kurzem an vielen Stellen Europas die Vorübergehenden Steine oder Zweige über den Gräbern Ermordeter oder auch friedlich Verstorbener auf. Der äußeren Form nach erscheint das als die älteste und ursprünglichste Form des Denkmals, das zugleich jedermann verständlich ist. Seinem innersten Wesen nach bedeutet der Brauch indessen ein Opfer, dargebracht zum Zeichen, daß man selbst am Tode des Verblichenen schuldlos sei. Danzel sieht in dem Bedeutungswandel gerade dieser Sitte einen schlagenden Beweis für seine Grundidee vom Wesen der Schrift überhaupt, der nach ihm ganz allgemein magische Motive zugrunde liegen, die dann erst durch sehr langen Gebrauch zu profanen Formen abgeblaßt und abgeschliffen seien. Das Beispiel illustriert den Gedanken in der Tat in vortrefflichster Weise.

Eine in doppelter Beziehung interessante symbolische Sachschrift sind unsere noch ganz allgemein gebrauchten Pfandwische. Damit meint man jene häufig zu Knoten verschlungenen Strohbündel, die, auf hoher Stange in die Aecker und Wiesen gestellt, deren Betreten verbieten. Sie sind besonders dem Massentritt der Manöverbataillone und den Schlachtenbummlern gegenüber angezeigt, wobei Verständnis und Beachtung bei jenen erfreulicherweise größer zu sein pflegen als beim modernen Großstadtpublikum.

Wenig bekannt ist neben der jedem Kenner geläufigen warnenden Bedeutung des Strohwisches an sich der ursprüngliche Sinn der Knotenform, die nur gewohnheitsmäßig von Geschlecht zu Geschlecht beibehalten worden ist. Auch sie hat den Bedeutungswandel vom Magischen zum Profanen erfahren, denn in ihr müssen wir den Ausfluß des Glaubens an die zauberische Kraft des Knotenknüpfens feststellen, der uralt und weit in der Menschheit verbreitet ist. Die altbabylonischen Hexen schlangen den Knoten, um ihre Opfer zu schädigen; die Griechen und Römer bedienten sich seiner als Bann, und auch heute noch ist er dem Orientalen ein gern benutztes Zaubermittel. Der äußeren Erscheinung wie auch dem innern Wesen nach berührt sich das Ganze mit dem von den Völkern der Südsee her bekannten Tabu, in dem wir ja schließlich auch nichts anderes als eine ganz allgemeine Symbolschrift zu erblicken haben.

Die Reihe der Beispiele des bis in unsere Tage herübergeretteten primitiven heimischen Schriftersatzes ließe sich beträchtlich verlängern, doch möge es mit der von Wuttke*) und R. Andree**) angezogenen Erzählung des Herodot von dem Gegenstandsbrief der skythischen Könige an Darius bewenden. Diese übersandten dem Perserkönig

*) H. Wuttke, Die Entstehung der Schrift, die verschiedenen Schriftsysteme und das Schrifttum der nichtalphabetisch schreibenden Völker. Leipzig 1872.

**) R. Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche. Band 1. Merkzeichen und Knotenschrift, Stuttgart 1878.

einen Vogel, eine Maus, einen Frosch und fünf Pfeile, was von Gobryas folgendermaßen gedeutet wurde: „Wenn ihr euch nicht in Vögel verwandelt und gen Himmel auffliegt, o ihr Perser, oder zu Mäusen werdet und unter der Erde euch verkriecht, oder als Frösche in die Seen springt, so werdet ihr, von diesen Geschossen darniedergestreckt, nicht zurückkehren." Wir werden solchen Gegenstandsbriefen auch bei den modernen Naturvölkern verschiedentlich wiederbegegnen.

Allen zur Kategorie der Merkzeichen gehörigen Ersatzmitteln ist gemeinsam, daß sich keins als wirklich entwicklungsfähiger Vorläufer der Schreibschrift erwiesen hat; jede ihrer Arten stellt vielmehr sozusagen einen unfruchtbaren Ast an dem prachtvollen Baume dieses vollendeten Systemes dar. Ausnahmen bilden lediglich, wie überall in der Welt, die Klassen des spielenden Zeichnens und der magischen Symbole, denen wir sehr bald unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden haben werden.

B. Das „phönikische" Alphabet.

Finderglück und systematisches Studium haben im Laufe der letzten Jahrzehnte mehr Licht über die Vorgeschichte des mittelmeerischen Kulturkreises verbreitet, als Jahrhunderte und selbst Jahrtausende vorher auf diesem Arbeitsgebiet geleistet hatten. Dieses neuzeitliche Verdienst der prähistorischen Archäologie gilt in allererster Linie auch für die Aufhellung des frühen Entwicklungsganges unserer eigenen Schrift, über den wir bis vor kurzem tatsächlich kaum besser unterrichtet waren, als es das hellenische und nachhellenische Altertum war.

Unsere Kenntnis ging in kurzen Worten dahin: Erfinder des Alphabets sind die Phöniker, das Haupthandelsvolk der ersten Hälfte des letzten vorchristlichen Jahrtausends. Von ihnen haben es auch die übrigen semitischen Völker des vorderen Orients übernommen und fortgebildet und dem weiteren Asien bis zur Mongolei und Mandschurei, bis Hinterindien und Südarabien weitergegeben. Nach Westen zu hat das Alphabet zunächst die Griechen erreicht, die sich ihrerseits das Verdienst erwarben, zu den ausschließlich vorhandenen und für eine semitische Sprache vollkommen ausreichenden Konsonanten auch die Vokalzeichen hinzuzuerfinden. Ueber die südlichen Griechen ist das Alphabet dann zu den Etruskern, Latinern und anderen Völkern Italiens gelangt, und von dort mit der römischen Zivilisation und dem Christentum zu der großen Mehrzahl der übrigen Völker Europas.

Die neueren Anschauungen bestätigen diese altüberkommene Lehre, soweit sie sich auf die *Verbreitung* des Alphabets bezieht, nicht aber, soweit seine *Erfindung*, sofern von einer solchen überhaupt die Rede sein kann, in Frage kommt. Ueber diesen Begriff

der Erfindung meint Hermann Schneider,*) daß wir modernen Menschen mit unserer gesteigerten Ueberſichts- und Abſtraktionsfähigkeit dieſe Aufgabe vermutlich ganz in der Art des Erfinders eines ſtenographiſchen Alphabets anfaſſen würden. Wir würden eine Reihe möglichſt einfacher, aber voneinander wohl unterſcheidbarer Striche und Punkte aufſtellen, ſie mit Lauten verbinden, die vielleicht durch eine Lautanalyſe der Sprache feſtgeſtellt wären, und dabei darauf achten, daß den häufigſten Lauten die einfachſten Zeichen beigeordnet würden und die Verbindungen der Zeichen bequem und ſchreibbar wären. Wollten wir hingegen weniger abſtrakt und anſchaulich verfahren, ſo würden wir eine Methode einſchlagen, wie ſie bei der Herſtellung unſerer Kinderfibel geübt wird. Wir würden Bilder einfachſter Art von alltäglichen Dingen wählen, die mit dem Buchſtaben, denen ſie beigeordnet werden ſollen, anlauten, z. B. das Bild eines Hutes für h, eines Eſels für e, einer Roſe für r, eines Tiſches für t, eines Löwen für l u. ſ. f., würden dieſe Bilder in einer Reihe ordnen, in der verwandte Gegenſtände, der leichten Behaltbarkeit zulieb, nebeneinander zu ſtehen kämen und hätten ſchließlich nur noch die Sorge, die Zeichnungen ſo zu vereinfachen, daß ſie für die Praxis des Schreibens verwendbar wären.

Mit Recht weiſt Schneider darauf hin, daß von den beiden Methoden nur die zweite als hiſtoriſch diskutierbar in Frage kommen könne, daß aber auch hier die „Erfindung“ im Hinblick auf die logiſche Stufe der Erfinder, wie auf das ihnen zur Verfügung ſtehende gegenſtändliche Material kaum ſo bewußt und konſtruktiv vor ſich gegangen ſei, wie es bei uns möglicherweiſe der Fall ſein würde.

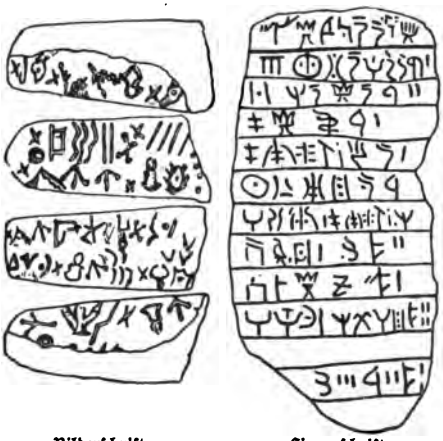
Wie der völkerkundliche Befund lehrt, geht jede höhere Schriftform auf Bilderſchrift zurück. Dieſe Bilderſchrift beſitzt ihrerſeits den gleichen zeichneriſchen Charakter wie die ſpäteren Schriftformen; zugleich aber verfügt ſie über mehr Zeichen als dieſe, die wir in jedem Fall nur als eine Auswahl des Geläufigſten und Paſſendſten aus einer größeren Fülle von Bildern auffaſſen müſſen. Wie Schneider hervorhebt, entſprechen weiterhin die dem Alphabet zugrunde liegenden Bilder einzeln wie auch als Reihe ſtets dem Vorſtellungskreis ihrer Erzeuger; gleichzeitig ſtimmen Bildbedeutung und Zeichennamen überein, wobei die Worte für die Dinge, welche die Bilder darſtellen, mit den Buchſtaben anlauten, die durch die Zeichen ausgedrückt werden (Hut = h, Tiſch = t).

Seit geraumer Zeit hatte man dieſe Grundſätze auf die Herkunftsbeſtimmung des phönikiſchen Alphabets angewandt, ohne zu einem befriedigenden Ergebnis zu gelangen. Weder fand man die bilderſchriftlichen Vorſtufen bei dieſem Volk, noch entſprechen die

*) Herm. Schneider, Der kretiſche Urſprung des „phönikiſchen“ Alphabets. Leipzig 1913.

(hier ſtark abgeſchliffen auftretenden) Bilder ſeinem Vorſtellungskreiſe; weder ſtimmen Bildbedeutung und Zeichennamen überein, noch beſitzt es eine Ueberlieferung über eine immerhin ſo folgenreiche Eigenleiſtung, wie ſie die Erfindung und Durchbildung einer Buchſtabenſchrift darſtellt. Kurz, alles ſprach gegen dieſe Erfindung durch das Handelsvolk, ohne daß man jedoch den geringſten Anhalt für die wirkliche Heimat des Alphabets gehabt hätte.

Erſt durch die archäologiſchen Funde auf Kreta und Zypern, beſonders die erfolgreichen Arbeiten des Engländers Arthur J. Evans, ſind wir dieſen Verlegenheiten enthoben worden. Schon 1872 hatte George Smith darauf hingewieſen, daß in unmittelbarer Nähe der Phöniker, nämlich im alten Zypern, eine Silbenſchrift verwandt worden ſei, die wohl die Mutter, nicht aber die Tochter des phönikiſchen Alphabets ſein könnte. Denn was hätte die Zyprioten veranlaſſen ſollen, ein ſo unbequemes Schriftſyſtem wie ihre nur erſt relativ wenig abgeſchliffene Bilderſchrift beizubehalten, wenn ihnen das viel bequemere phonetiſche, alſo ſchon die einzelnen Laute ausdrückende phönikiſche Syſtem bekannt geweſen wäre?



Bilderſchrift. Linearſchrift.

Abb. 8. Altkretiſche Inſchriften.

Die ſpäteren ſyſtematiſchen Arbeiten im öſtlichen Mittelmeer haben die einmal erſchütterte griechiſche Ueberlieferung von der phönikiſchen Erfindung endgültig beſeitigt. Es gelang Evans, auf Kreta zwei Schriftſyſteme nachzuweiſen: ein bilderſchriftliches oder hieroglyphiſches von einem noch recht ausgeſprochenen Naturalismus und ein ſichtlich fortgeſchritteneres, dem Gebrauch nach zweifellos ſchon phonetiſches mit bereits recht linearen Kürzungen (Abb. 8), das zudem in mindeſtens zwei Haupttypen auftritt. Beide Syſteme laufen einander parallel, wobei bemerkenswerterweiſe die Zeichenzahl der Hieroglyphenſchrift größer iſt als bei der linearen, ſo daß die Tendenz der Auswahl des Paſſendſten hier ungemein deutlich zutage tritt.

Auf dieſe alte kretiſche Schrift glaubt man, ſelbſt unter Beachtung aller Kriterien, das ſog. phönikiſche Alphabet zurückführen zu können. Für ihre Bodenſtändigkeit auf jener Inſel ſpricht alles

das, was gegen die Erfindung des Alphabets durch die Phöniker zeugt. Während diesen jede Ueberlieferung an die große Tat fehlt, berichtet der griechische Geschichtsschreiber Diodor von dem Zeugnis alter kretischer Schriftsteller, die da leugneten, daß die Phöniker die Erfinder des alten Alphabetes seien und behaupteten, daß sie sich nur darauf beschränkt hätten, die in Kreta von den Musen, den Töchtern des Zeus, erfundene Schrift zu modifizieren.

Diese Schrift selbst entspricht mit ihrem durch Evans nachgewiesenen Stufenbau vom rein Ideographischen zum stark abgeschliffenen Linearen und in der mit der Entwicklung abnehmenden Zahl der verwendeten Zeichen zwei weiteren Beweisforderungen für die Bodenständigkeit. Den dritten Beweis, nämlich den der Uebereinstimmung zwischen Bildbedeutung und Zeichennamen, vermögen wir, da wir die kretische Schrift nicht zu lesen wissen, einstweilen noch nicht zu führen, im unerfreulichen Gegensatz zu dem vierten, das Verhältnis der Ausgangsbilder zu dem Vorstellungskreise der Erfinder betreffenden Nachweis, für den gegenwärtig doch schon recht feste Unterlagen vorhanden sind.

Hermann Schneider hat diesen Vorstellungskreis in seiner bereits erwähnten Abhandlung über den kretischen Ursprung des phönikischen Alphabets eingehend behandelt, so daß für jedes eindringendere Studium auf ihn verwiesen sein mag. Einen Teil der Unterlagen lieferten die Grabungen auf Kreta, den andern die hellenische Mythologie. Beide lassen erkennen, daß die Kreter des zweiten vorchristlichen Jahrtausends einer Naturreligion gehuldigt haben müssen, deren Hauptgottheit die als Stier (Min oder Minos oder Minotaurus) dargestellte Sonne war. Alle Handlungen und Schicksale dieses Gottes, seine Geburt, sein siegreicher Anstieg und sein tragischer Tod, symbolisieren offenkundig periodische Vorgänge in der Natur, deren Werden und Vergehen im übrigen auch durch die Wiedergabe zahlreicher Tiere und Pflanzen angedeutet wird. Alle diese Symbole kehren in dem altkretischen Schriftsystem wieder; sie decken sich also vollständig mit dem Vorstellungskreise des alten Volkes.

Wie aber schlagen wir von dem die Brücke nach dem allerdings nahen Syrien, zu den Phönikern hinüber?

Die Lösung ist auch hier überraschend genug. Es ist — wer hätte das in seiner Kindheit Tagen, in den spannungsfrohen Stunden der biblischen Geschichte ahnen können — niemand anders als das Volk der Philister, jene von den Kindern Israels so sehr gefürchtete und viel befehdete kriegerische Macht der südlichen syrischen Küste, dem die neuere Orientalistik und die Linguistik das Verdienst der Uebertragung vom Westen nach dem Osten zuschreiben. Von ihnen wissen wir, daß sie in der zweiten Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends von den Syrien westlich vorgelagerten Inseln herübergekommen sind, um nach vergeblichem Andrängen gegen

Aegypten im südwestlichen Teil des später nach ihnen benannten Palästina ein nachmals mächtiges Reich zu gründen. Sie sind nach ägyptischen und jüdischen Quellen ein Kulturvolk gewesen, das bereits um 1000 v. Chr. volkreiche Städte und ein entwickeltes Schriftwesen besaß. Für die Uebertragungsfrage bedeutungsvoll ist diese Kultur durch die ganz auffällige Uebereinstimmung ihres Sonnenmythus, wie er uns in der Simsonsage entgegentritt, mit dem kretischen; schon der Name Simson selbst, „Sonnenmann", weist darauf hin. Die Lebensschicksale von der wunderbaren Geburt über die Heldentaten hinaus bis zum Niedergang und der Wiederaufrichtung symbolisieren auch hier die Periodizität der Naturerscheinungen.

So schart sich eine ganze Fülle von Umständen zusammen, um den Gedanken der Uebertragung einer auf Kreta, dem benachbarten Zypern und dem ebenso nahen kleinasiatischen Festland entstandenen, bereits phonetischen Schrift nach Syrien durch die Philister stark zu nähren. Schneider sieht im Anschluß an Evans den Hergang sich in der Weise abspielen, daß sich das Alphabet noch auf Kreta selbst aus der linearen Bilderschrift entwickelt habe, dabei aber zunächst, seiner inneren religiösen Bedeutung entsprechend, noch als Heiligtum betrachtet und behandelt worden sei. In dieser Periode drangen von Westen Barbaren herein, vielleicht die Philister, die als Pelasger vorher in Thessalien gesessen hatten. Die Barbaren gingen in das kretische Volkstum ein und übernahmen auch die heilige Schrift. Da kam ein neuer Einbruch, der auf Kreta alles vernichtete, die Einwohner aber nach Osten, nach der syrischen Küste hinüber, fortschwemmte. In dem neu erstehenden Reich entfaltete sich auch die mitgebrachte Schrift; sie fand gleichzeitig Aufnahme bei den semitischen Nachbarn, den Phönikern, Israeliten und Judäern, die sie geschickt den besonderen Bedürfnissen ihrer Sprachen anzupassen verstanden und von denen aus das nunmehr auf 22 Lautwerte zusammengeschrumpfte Alphabet seinen Siegeszug durch den ganzen Osten und Norden der alten Welt angetreten hat.

Die Verfolgung dieser letzten Schicksale unserer Schrift ist weder die Aufgabe des Ethnographen, noch entspricht sie dem engen Rahmen dieser knappen Uebersicht. Für den Gang unserer Betrachtung bedeutungsvoll ist lediglich die Feststellung, daß wir die Entwicklungsbahn unserer Lautschrift zweifellos endgültig über die Grenze der beglaubigten Geschichte hinaus in die unbestimmbar weiten Zeiträume der Vorgeschichte zurückverfolgen können, außerdem aus dem Bereich der asiatischen semitischen Kulturen heraus mehr nach Westen, nach Europa zu und damit nach einem Gebiet, das nach altüberkommener, neuerdings freilich mehr und mehr erschütterter Ansicht stets nur der nehmende, niemals der gebende Teil gewesen sei. Wir werden sogleich erfahren, daß die Frage nach der Herkunft unserer Schrift vielleicht besser als manches andere geeignet erscheint, dem alten Wort vom ex oriente lux den Boden zu entziehen.

C. Vorgeſchichtliche Schriftmalerei.

Die Siegelſteine und Tontafeln des alten Minos-Palaſtes bei Knoſſos auf Kreta führen uns formengeſchichtlich ſelbſt in ihren älteſten früh-minoiſchen, nach Evans vor 2500 v. Chr. liegenden Teilen nicht über eine allerdings primitive Bilderſchrift zurück; über den Auftakt zu dieſer Stufe, die erſten Zeichen- und Schreibverſuche der älteſten Kreter ſelbſt, laſſen auch ſie uns im Stich, ſo daß man nicht entſcheiden kann, ob die Hieroglyphenſchrift tatſächlich in Kreta entſtanden iſt oder ob die Bewohner ſie ebenfalls erſt von außen her erhalten haben.

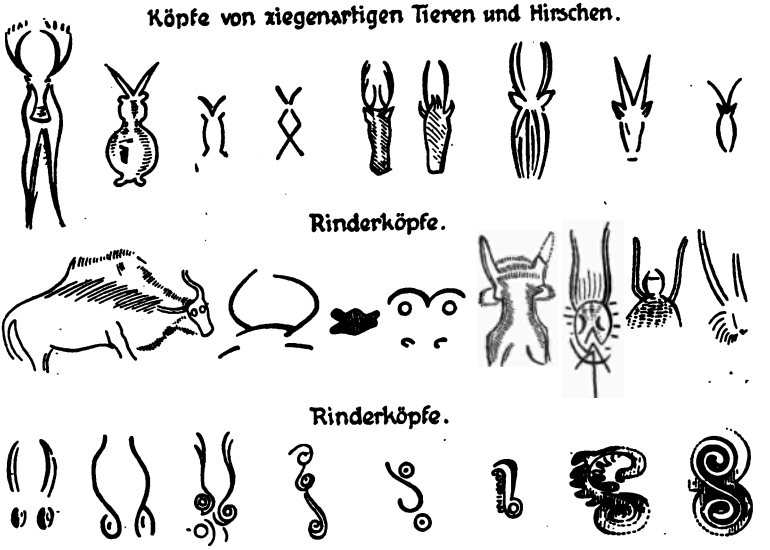


Abb. 9. Entwicklung der bildhaften Form zur linearen in altſteinzeitlichen Zeichnungen.

Bis vor kurzem hätte niemand aus Mangel an jeglichem Material wagen dürfen, die Beantwortung der Frage anzuſchneiden; erſt die Gegenwart iſt dazu durch die ſyſtematiſch betriebene Arbeitsmethode der prähiſtoriſchen Archäologie in den Stand geſetzt worden.

Der am häufigſten feſtſtellbare Entwicklungsgang der Bilderſchrift zeigt uns nur den Abſchliff, die allmähliche Ausartung der mehr maleriſchen Formen in ihre abgekürzten linearisierten Aequivalente. Dieſen Weg zeigen uns in ganz gleicher Weiſe Kreta, Aegypten, Babylon und China; wir können ihn indeſſen neuerdings auch im ganzen alten Europa verfolgen, ſeitdem wir in den Höhlen und Niſchen Südfrankreichs und der iberiſchen Halbinſel ein

vorgeschichtliches Bildermaterial gefunden haben, von dem wir kaum sagen können, ob es uns mehr vom künstlerischen oder vom kulturgeschichtlichen Standpunkt aus überrascht. Ueber die ungezählten Ritzzeichnungen und Fresken beider Gebiete ist in den letzten Jahren so viel geschrieben worden, daß man die Kenntnis dieser jungpaläolithischen Kunst heute wohl als Gemeingut aller Gebildeten ansehen

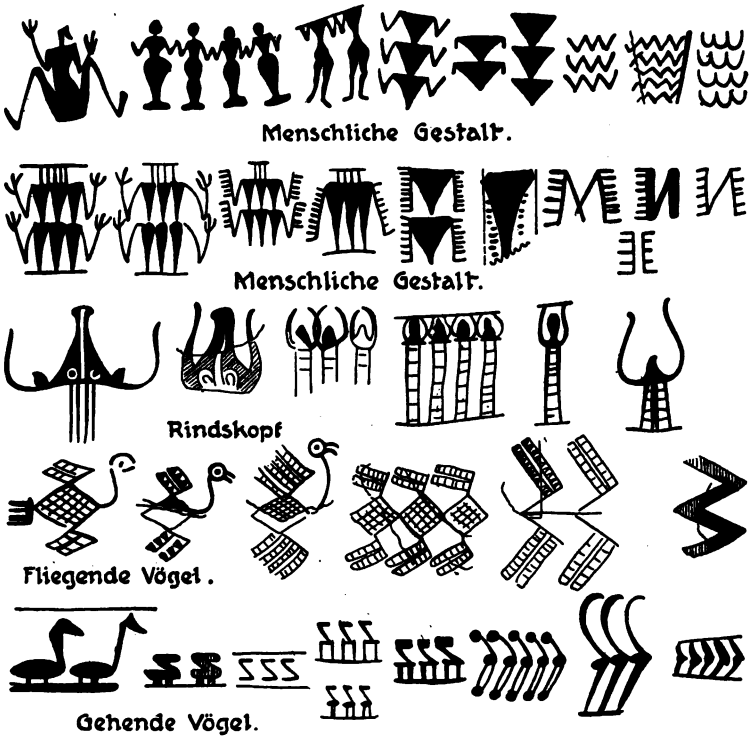


Abb. 10. Entwicklung der bildhaften Form zur linearen auf neolithischer persischer Keramik.

kann. Weniger bekannt sind die weit anspruchsloseren Skizzen von Körpern oder Körperteilen oder gar undeutbaren Motiven, die sich zwischen jenen glänzenden Kunstbelegen verstecken und die man in der Literatur vielleicht eben deswegen so wenig hervorgehoben hat, weil sie künstlerisch so stark abfallen. Erst seitdem im Anschluß an die Entdeckungen von Evans das Schriftproblem in den Vordergrund des Interesses getreten ist, haben auch sie die Beachtung gefunden, die sie von diesem Standpunkt aus allerdings auch vollauf verdienen.

In der Ethnographie ist die Entwicklung des rein linearen Ornamentes aus der naturalistischen Zeichnung eine seit Jahrzehnten anerkannte Tatsache; für das vorgeschichtliche Schriftproblem haben erst Evans selbst und der französische Abbé Breuil den Nachweis des gleichen Abschliffs von der bildhaften Urform bis zum linearen Aequivalent erbracht. Die Abb. 9 und 10 zeigen einige Beispiele solcher schrittförmigen Ausartung und Stilisierung der Körper und Köpfe von Menschen, Ochsen, Pferden, Hirschen, Rehen, Vögeln usw., die dem altsteinzeitlichen westeuropäischen und dem jungsteinzeitlichen persischen Kulturkreis angehören. Aus ihrem genetischen Zusammenhang gerissen, wären die einfacheren Figuren vollkommen unverständlich; nach ihrer Formähnlichkeit zu solchen Reihen zusammengestellt, läßt sich sowohl die Einzelfigur wie auch das Ganze restlos entziffern. Es ist doppelt bemerkenswert, wie rasch und dabei doch fast sprunglos selbst aus den naturgetreuesten Bildern fast buchstabenähnliche Figuren entstehen.

Vor und neben dieser Methode des Abschliffs steht, worauf ebenfalls Evans als Erster hingewiesen hat, die andere des Anstiegs von der rohen linearen Form zum klar erkennbaren Bilde. Evans weist zum Vergleich auf den „Schiefertafelstil" unserer kleinen Kinder hin, die von einem Tier oder einer Menschenfigur gerade nur soviel bringen, um sie noch identifizieren zu können, auf die vollständige Wiedergabe des Ganzen aber erst in einem fortgeschritteneren Stadium ihrer Kunstübung Wert legen. Geradeso haben auch unsere Vorfahren begonnen, wie es die mancherlei Belege aus französischen und spanischen Höhlen beweisen. In Abb. 11 erinnern im Grunde genommen doch nur die hohe Ausbuchtung der Scheitelpartie an das Kopfbild eines Mammuts (Fig. 4), in Fig. 3 die beiden Hörner an einen Bison, und doch sind beide Tiergattungen auf den ersten Blick ebensogut erkennbar wie das ungleich vollständiger gezeichnete Pferd (Fig. 1) und der Steinbock (Fig. 2).

Abb. 11. Altsteinzeitlicher Schiefertafelstil.

Dieser ursprüngliche Schiefertafelstil und die Ergebnisse des systematischen Abschliffs kommen in den altsteinzeitlichen Höhlen gemeinsam, wenn auch sichtlich in verschieden alten Schichten vor; der Beschauer steht also in jedem einzelnen Fall vor der Aufgabe der Feststellung, ob es sich um das eine oder das andere handelt. Interessant ist dabei die Tatsche, daß der Weg selbst über den höchsten Stand der naturalistischen Kunst, wie er uns in Altamira, Castillo, Font de Gaume, Combarelles und wie die Höhlen Südfrankreichs und Spaniens alle heißen, formal letzten Endes zu keinem anderen Ergebnis zu führen braucht als zu dem anfänglichen Schiefertafelstil.

Anfang und Ende liegen also hier nahe beieinander, und jene vielbesprochene Kunstblüte ist nur zu verstehen aus den Affekten und Stimmungen der alten Jäger heraus, auf deren Art und Ausdrucksmöglichkeit bereits früher hingewiesen worden ist.

Doch selbst der Schiefertafelstil stellt in Wirklichkeit noch längst nicht den wahren Anfang aller Bilderschrift dar. Zunächst muß gerade unserer Vorzeit gegenüber darauf hingewiesen werden, daß für keine ihrer Epochen der wirkliche Schriftcharakter auch nur einer jener Zeichnungen durch Ueberlieferung gesichert ist; wir könnten ihnen alles unterlegen oder brauchten sie auch nur als einseitigen Ausfluß des reinsten Kunsttriebes anzusehen, sprächen nicht die mannigfachen Analogien aus dem der Vergleichung zugänglichen historisch übersehbaren Leben der Völker dafür, daß zum mindesten einem beträchtlichen Teil dieser alten Figuren die Absicht der Mitteilung oder doch der Erinnerung zugrunde gelegt sein muß.

Die endgültig letzte und nur erst bedingt mitteilende Stufe der Schrift ist auch für diese Vorzeit das spielmäßige Zeichnen. Im Angesicht von Kunstwerken, wie des Höhlendaches von Altamira oder des großen Gemäldes von Alpera möchte man auch dieser Stufe gegenüber geneigt sein, einen tieferen seelischen Hintergrund als den der bloßen Freude am Können zu bestreiten; wir wissen jedoch aus den früheren Ausführungen, daß die Erregung über eine hervorragend verlaufene Jagd oder der Glaube an die mystische Kraft des Tieres, oder die Absicht, es durch das Bild in den eigenen Bannkreis zu zwingen, oder auch Stimmungen anderer Art diesen Schöpfungen wohl stets als Pate gedient haben, so daß ihnen die Absicht der eigenen Erinnerung in kaum einem Fall abzusprechen sein wird. Wie hat, so muß man sich demgegenüber fragen, der Vormensch dabei jene erste Stufe der rein absichtslosen Kunstbetätigung überwinden können?

Wenn wir offen sein wollen, so kann die Antwort nur lauten: wir wissen es nicht; alle Wände und Flächen jener Höhlen und Grotten sind bedeckt mit höchst naturwahr aufgefaßten Tier- und Menschenbildern, mit deren stilisierten und schematisierten Abschliffen einerseits, Erzeugnissen des Schiefertafelstiles andererseits, aber das sinnlose Gekritzel echter Petroglyphen, der Ausfluß der ersten künstlerischen, noch rein spielerischen Neigungen und Triebe des Menschen fehlt. Wie das zu erklären ist, bereitet gerade bei der Reichhaltigkeit und kaum übersehbaren Fülle aller späteren Stufen eine nicht geringe Verlegenheit, denn wenn die Länge der Zeit nicht imstande gewesen ist, die einen zu vernichten, so ist nicht einzusehen, warum nicht auch die anderen einen nur unwesentlich längeren Zeitraum haben überdauern sollen.

Eine Lösung glaubt hier Max Verworn gefunden zu haben. Der Bonner Physiolog, der sich seit Jahren gleich erfolgreich mit der Form wie der Technik der altsteinzeitlichen Kunst beschäftigt, ist auch dem höchst auffälligen Fehlen der petroglyphischen Stufen des Kritzel-

stadiums und des beginnenden Naturalismus nachgegangen.*) Ihm war aufgefallen, daß man an den Lagerplätzen der Renntierjäger des ausgehenden Paläolothikums nicht selten glatte Steine findet, auf denen zahlreiche Tierbilder oder Teile von solchen kreuz und quer durcheinander gezeichnet sind, in einem derartigen Gewirr, daß es oft nur durch langdauernde und immer von neuem aufgenommene Bemühungen gelingt, einzelne zusammenhängende Tierbilder herauszufinden. Meist ist das Herausſehen zusammengehöriger Linien für uns überhaupt nicht möglich, so daß man sich unwillkürlich fragt, ob und wie das gleiche den alten Herstellern hat gelingen und wie sie noch immer neue Bilder auf dieselbe Fläche haben zeichnen können, ohne den Zusammenhang der Linien zu verlieren.

Verworn hat das Rätsel durch ein Färbverfahren gelöst, das er in zahlreichen Versuchen mit den alten Originalfarben Roteisenstein und Brauneisenstein selbst durchgeführt hat. Ritzte er auf eine Kalksteinplatte oder auch auf Schiefer oder auf jeden anderen glatten Stein, wie er von den Alten benutzt worden ist, eine Tierfigur oder dergl. ein und überstrich dann das Bild mit der roten Farbe, so verschwand es vollständig. Gravierte er jetzt ein neues Bild quer über die Fläche des ersten, so hob es sich vollkommen unbeeinträchtigt durch jenes auf dem braunroten Grunde ab, ja es leuchtete auf der dunklen Fläche noch weit heller als das erste auf dem bloßen Stein. Dieses Verfahren wiederholte Verworn beliebig oft, ohne daß jemals eine Störung durch die früheren Bilder eintrat. Als er dann nach 20 und mehr Versuchen den Stein mit Bürste und Seife von sämtlichen Farbschichten befreite, hatte er genau denselben Anblick vor sich wie ihn die paläolithischen Originale darbieten, indem nunmehr kein einziges zusammenhängendes Tierbild, sondern nur ein unlösbares Gewirr von Linien zu erkennen war. Auf Knochen ist, wie gleichgerichtete Versuche ergaben, die Wirkung gerade umgekehrt; deckt man hier ein Ritzbild mit Farbe zu, so haftet diese nicht auf der glatten Knochenfläche, sondern nur in den eingravierten Linien, so daß das Bild erst auf diese Weise gut sichtbar wird. Verworn ist denn auch der durch Originale gestützten Ansicht, daß die Paläolithiker dieses Verfahren für Knochenritzungen grundsätzlich angewandt hätten.

Für die Zeichnungen auf Stein hält er die Verwendung von Farbe zum Zweck des Auswischens einer ganzen Figur oder einer mißglückten Linie ebenfalls für allgemein; nach seiner Beweisführung sicherlich mit Recht. Für die Geschichte der ältesten Kunst und zugleich auch der ersten Vorstufen aller Schrift gewinnen wir damit über die bloße theoretische Forderung hinaus das noch fehlende Fundament, indem wir nunmehr ruhig annehmen dürfen, daß auch

*) Max Verworn, Die Technik der paläolithischen Knochen- und Steinzeichnungen. Korrespondenzblatt der deutsch. Ges. f. Anthropol., Ethnographie und Urgeschichte. 1914, S. 25.

die glänzenden Künstler des Solutréen und des Magdalénien auf den Schultern von Vorfahren standen, die ihre ersten Zeichenversuche in nicht viel anderer Weise begonnen hatten, wie unsere Kleinsten mit ihrer Schiefertafel auch. Man hatte lustig darauf losgekritzelt und dann das Erzeugnis wieder weggewischt, indem man es mit Farbe überstrich, um es mit einem neuen „Werk" zu versuchen.

Für die vorkretische Vorgeschichte unserer Schrift ergibt die bisherige Durchwanderung des westeuropäischen Paläolithikums nur allgemeine Gesichtspunkte: wir stellen in ihm die ersten Auftakte zu einer im weitesten Sinn als Bilderschrift aufzufassenden Kunstübung fest und können auch die ersten, noch rein spielmäßigen Vorstufen zu jener Erinnerungsschrift der großen Gemälde konstruieren. Ein spezieller Unterbau oder auch eine Parallele zu den Schriftsystemen von Knossos scheinen kaum vorhanden, so daß die Herkunftsfrage

Abb. 12. Buchstabenähnliche Zeichen aus dem jüngeren Paläolithikum.

mit dem Hinweis auf jene Systeme als endgültig gelöst oder, richtiger gesprochen, als endgültig gescheitert zu betrachten wäre.

Eine vorsichtige Forschung wird gut tun, sich bis auf weiteres bei diesem Standpunkt zu beruhigen, trotzdem er einen alles andere als befriedigenden Abschluß ergibt. Entschlossenere Geister glauben hingegen, weniger allerdings im Hinblick auf diesen Mangel als vielmehr auf Grund bestimmter positiver Tatsachen, schon jetzt beträchtlich über Knossos hinaus nach rückwärts schreiten zu können, sei es, um jener ägäischen Hieroglyphenschrift den wirklichen Unterbau zu liefern, sei es, um wenigstens die Existenz von Parallelen zu ihr festzustellen und damit dem Gedanken an die Möglichkeit einer Uebertragung von auswärts Raum zu gewähren.

Die bis 1909 bekannten Tatsachen und Parallelen hat Evans zusammengestellt.*) Noch dem Magdalénien, der letzten Phase der

*) A. J. Evans, Die europäische Verbreitung primitiver Schriftmalerei und ihre Bedeutung für den Ursprung der Schreibschrift. In: Die Anthropologie und die Klassiker. Uebersetzt von Joh. Hoops. Heidelberg 1910.

Eiszeit, gehören bestimmte, schon recht abgeschliffene, zum Teil sogar bereits buchstabenähnliche Zeichen an, die sich in den Höhlen von Marsoulas und Gourdan auf der Nordseite der Pyrenäen und in verschiedenen Höhlen in der weiteren Umgebung von Santander befinden. In der Höhle von Marsoulas handelt es sich um alphabetförmige Zeichen, die auf die Flanke eines Bisons aufgemalt sind (Abb. 12, Fig. 2); in der Höhle von Gourdan um das Bruchstück eines Renntiergeweihes, das drei buchstabenähnliche Zeichen trägt, von denen eins ganz auffällig dem phönikischen Aleph, dem Stammvater unseres A, ähnelt (Abb. 12, Fig. 1). Aus den nordspanischen Höhlen kann Evans nur auf formengeschichtlich rückständigere Figu-

Abb. 13. Pasiega-Inschrift.

ren verweisen, auf sog. Tektiformen, d. h. glatt stilisierte Abbildungen von Hütten und Gebrauchsgegenständen, auf Hände mit teilweise eingekrümmten Fingern, wie sie viele Völker zur Abwehr böser Geister, des bösen Blicks u. dgl. anwenden, kurz auf Bilder, die nur eben erst unter den Begriff der Deutungsschrift fallen.

Den Eindruck einer wirklich fortgeschrittenen Bilderschrift ruft hingegen eine Gruppe von Zeichen hervor, die sich in der von Obermaier erst 1911 erschlossenen Pasiegahöhle bei Puente Viesgo in der Provinz Santander befinden (Abb. 13). Die Pasiega erstreckt sich in denselben Berg hinein, der auch die schon länger bekannte Castillo beherbergt. Während aber Castillo sehr lange bewohnt gewesen sein muß, wie aus den nicht weniger als 17 m hoch aufgetürmten Kulturschichten vor dem hallenförmigen Eingangstor hervorgeht, ist die Pasiega zweifellos nie Wohnplatz, sondern stets nur Heiligtum gewesen. Dafür spricht neben der Schwierigkeit des Zugangs, der durch

ein Gewirr ganz niedriger enger Gänge führt, vor allem das Fehlen aller Kulturschichten im Innern wie vor dem Eingang. Das Innere selbst ist ebenfalls ungemein stark zerklüftet; nur eine Art Halle von größeren Abmessungen bildet eine Ausnahme. Die Wände dieses Domes nun, aber auch alle Klüfte ringsum, sind bedeckt mit den feinsten und zierlichsten Bildern von Wildpferden, Hirschen und Hirschkühen, Bisonten, Rindern, Steinböcken, Elefanten und Gemsen. Manche von ihnen sind so versteckt angebracht, daß man kaum versteht, wie der Zeichner hat an diese engen Stellen herankommen können. Nur durch das Zurückgreifen auf das religiöse Moment, den Glauben an den Bildzauber, vielleicht auch den Totemismus, lassen sich gerade diese Bilder erklären. Der Zauber wirkte um so stärker, je sorgsamer sich das Abbild des ersehnten Wildes den Blicken und damit dem etwaigen Gegenzauber neidischer Jagd- und Stammesgenossen entzog.

Die Inschrift befindet sich seitlich von dem halsbrecherischen Zugang zu der Halle hoch oben an der Felswand. Abb. 13 gibt sie wieder. Das E-ähnliche Zeichen stimmt vollkommen mit gewissen Figuren auf den sogleich zu berührenden Kieseln von Mas d'Azil überein, während die stilisierten Füße ihre Parallele in den Bilderschriften von Naturvölkern der Gegenwart besitzen. Sie beziehen sich bei diesen stets auf den Begriff des Gehens oder des Weges, was ja ganz erklärlich ist. Für die Pasiega kann man naturgemäß nur vermuten, daß die gleiche Bedeutung auch hier vorliegt, doch wird man in der Annahme, die ganze Zeichengruppe sei vielleicht ein Zutrittsverbot für Unberufene, sowohl durch diese Füße, wie besonders durch die Anbringung hoch oben neben dem Eingang nur bestärkt. Als ich im Sommer 1913 die Pasiega wie auch andere Höhlen der Provinz Santander besuchte, entströmten meinem Munde dieser Inschrift gegenüber fast reflexartig die deutenden Worte: „Weiche zurück, Fremdling, denn hier ist heiliges Land." Die Stätte muß in der Tat einem Kultus gedient haben, denn als Obermaier sie nach vieltausendjährigem Schlummer als Erster betrat, fand er auf einer zu einem Altar zurechtgehauenen Sintersäule inmitten des Domes eine Feuersteinklinge paläolithischen Gepräges, die sicher als Opfermesser gedient hatte. Der Figurenkomplex oben links in der Gruppe spottet allerdings einstweilen noch jeder Deutung.

Die inzwischen weltberühmt gewordenen Kiesel von Mas d'Azil gehören einer jüngeren Epoche als dem Magdalénien, nämlich dem Azilien, an; in ihm haben wir den allerletzten Ausklang der langen Diluvialperiode zu sehen. Der Entdecker Piette hat in diesen auf flache Kiesel gemalten roten Figuren einen ganzen geschlossenen Komplex höchster Geisteserrungenschaften sehen zu dürfen geglaubt: ein Zahlensystem mit schon recht verwickelten Rechenmethoden und besonderen Zeichen für 1000, 10 000 und gar die Million, graphisch-symbolische Zeichen mit Darstellungen des Sonnengottes, bilder-

schriftliche Darstellungen mit der Wiedergabe von Schlangen, Bäumen, Leitern, Augen, Harpunen, Moos und Schilf u. dgl., schließlich gar eine richtige Lautschrift. Tatsächlich liegen eine lange Reihe von Zeichnungen vor, die, wie Abb. 14 zeigt, eine überraschende Aehnlichkeit mit Buchstaben sowohl des kyprischen, kretischen, phönikischen, griechischen, lateinischen und gotischen, wie sogar unseres Alphabets aufweisen. Piette erscheint denn auch die Grotte von Mas d'Azil wie eine große Schule, wo man lesen, rechnen, schreiben und religiöse Sonnensymbole lehrte und lernte, und von wo auch

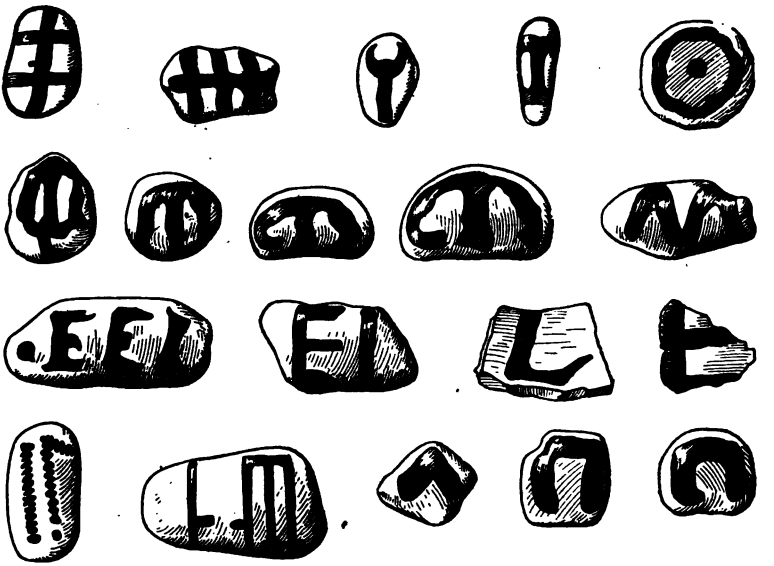


Abb. 14. Kiesel von Mas d'Azil mit buchstabenartigen Zeichen.

die seefahrenden Phöniker in dem Sinn beeinflußt worden seien, daß sie die graphischen Zeichen der Azilienleute übernommen und ihren semitischen Lautwerken angepaßt hätten.

Man versteht es wohl, wenn die einschlägigen Disziplinen diese Hypothesen Piettes einhellig abgelehnt haben. Seine Zifferntheorie nicht ganz, indem man hier wenigstens die niederen Zahlen gelten läßt. Aber ein Steinzeitvolk, das Arithmetik treibt und mit mehrstelligen Zahlen rechnet, hat man ihm nicht glauben wollen. Ebensowenig die symbolischen und piktographischen Zeichen, die man für willkürlich erklärt. Gegen die Auslegung der letzten Gruppe als alphabetischer Zeichen wendet man außer dem Hinweis auf die einem altsteinzeitlichen Jägervolk doch sicher mangelnden geistigen

Voraussetzungen das Fehlen aller formgeschichtlichen Vorstufen und den ungeheuren Zeitabstand von den doch völlig gleichartigen frühgeschichtlichen und geschichtlichen Alphabeten ein. Jede Kultur ist ein in sich harmonisches Ganzes, so daß man nicht Ausflüsse höchster Geistesblüte bei einem Volk erwarten darf, das wirtschaftlich in vielem nicht über das Gebaren von Tieren hinausgeht. Ferner ist der Entwicklungsgang jeder Lautschrift in dem Schema gegeben: Spielendes Kritzelstadium — erinnernde oder mitteilende Bilder- und Symbolschrift für Satz-, Wort- und Silbensprache — Lautschrift. Wo aber sind hier die Vorformen? Und wie will Piette endlich die gering gerechnet 10000 Jahre zwischen dem Azilien und der phönikischen Seefahrt überbrücken?

Sonach möchte es geraten scheinen, die Pietteschen Ideen, nachdem man sie auf ein erträglich dünkendes Maß heruntergeschraubt hat, glattweg zu verlassen. Dieses Maß besteht für die Zahlenzeichen in der Anerkennung als Gedächtnisstützen und Erinnerungsmarken und für manches andere als Spielsteine und magische Kult- oder Zauberplättchen, ganz ähnlich den Tschuringa der Zentralaustralier, denen wir später begegnen werden. Die Buchstaben endlich sehen Evans und Obermaier als ganz zufällige Parallelen zu den späteren kulturvölkischen Alphabeten an, Evans, indem er darauf hinweist, daß linearisierte Zeichen von ganz und gar alphabetischem Aussehen ganz allgemein zu der menschlichen Kultur gehören, Obermaier ohne nähere Begründung, doch mit der beachtenswerten Einschränkung, daß es „immerhin interessant sei, zu sehen, wie die später vielfach als Buchstaben benutzten Zeichen schon in so fernliegender Zeit auftreten, ohne daß wir über ihre Bedeutung irgend etwas Näheres anzugeben vermöchten".*)

Und wahrlich, die Erscheinung bleibt interessant genug, selbst wenn man von den Pietteschen Ideen nur den allerwahrscheinlichsten Teil anerkennt.

Zunächst tritt uns als mächtig stützendes Moment die Pasiega-Inschrift entgegen; kein Beschauer hat sich dem Eindruck zu entziehen vermocht, daß hier unzweifelhaft eine mitteilende Absicht vorliegt. Die gewählte Form reicht dann in der Gestalt des E allerdings unmittelbar an die der Azilienzeichen heran, so daß die Zeitfrage sich bei dem höheren Alter der Pasiegazeichnungen noch weiter verschärft.

Zahlreiche andere, bereits buchstabenartige Zeichen sind im Westen und Süden der Pyrenäenhalbinsel gefunden worden, frühneolithische in den Dolmengräbern von Alvao im Bezirk von Villa Pouca d'Aguiar in der nordportugiesischen Provinz Traz-os-Montes (Abb. 15, Fig. 4—6), bronzezeitliche und solche aus dem ersten Eisen-

*) H. Obermaier, Der Mensch aller Zeiten. Bd. I. Der Mensch der Vorzeit. Berlin 1912.

alter in vielen anderen Teilen von Portugal und Spanien. Die Schriftzeichen von Alvao sind in flache, durchlochte Steine eingeritzt, die je mit einem Stäbchen in den Grabkammern aufgehängt waren, so daß sie vermutlich auf den Totenkult Bezug nehmen. Evans erkennt sie als Schriftzeichen an, versetzt sie indes, da sie mit kunstlosen Figuren von Tiergestalten (Figur 1—3, Abb. 15) vergesellschaftet sind, auf eine viel einfachere Stufe als die einer Silben- oder gar Lautschrift. Er beachtet dabei nicht, daß auf unseren Grabdenkmälern neben der formvollendeten Inschrift gar nicht so selten ebenfalls bildliche oder plastische Darstellungen von Lebewesen vorkommen, die künstlerisch durchaus nicht immer auf der Höhe unserer Monumentalschrift stehen.

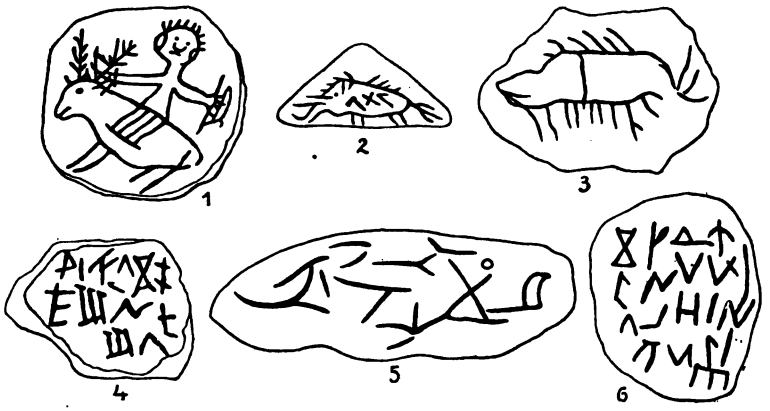


Abb. 15. Ritzzeichnungen und buchstabenartige Zeichen von Alvao.

Im Gegensatz zu Evans sieht Wilke in den Alvao-Inschriften wie den gleichgearteten jüngeren iberischen Vorkommnissen durchaus weit differenzierte Schriftzeichen, die sich obendrein von denen des alten Orients, den ägyptischen, syrisch-palästinensischen, kretischen, zyprischen, mykenischen usw. nicht im mindesten unterscheiden. Die beigefügte Tabelle (Abb. 15a) bringt diese auffallende Aehnlichkeit ganz unverkennbar zum Ausdruck. Wilke schließt daraus folgendes.*)

Solange man lediglich die bronzezeitlichen und früheisenzeitlichen Inschriften Iberiens kannte, konnte man an der Lehre von dem orientalischen Ursprung dieses Schriftsystems, die nun einmal zu dem tief eingewurzelten Ex oriente lux so gut stimmte, ruhig festhalten; seitdem wir haben feststellen müssen, daß die ganz gleich-

*) G. Wilke, Südwesteuropäische Megalithkultur und ihre Beziehung zum Orient. Würzburg 1912.

artigen Zeichen von Pouca d'Aguiar erheblich älter sind, indem sie als unzweifelhaft frühneolithisch weit vor das Jahr 3000 v. Chr. fallen, ist das undurchführbar. Einen genetischen Zusammenhang zwischen den altiberischen und den ostmittelmeerischen Zeichen zu bestreiten, wird angesichts ihrer weitgehenden Uebereinstimmung niemand in den Sinn kommen; erkennt man aber ihn an, so kann als Ausgangspunkt des Schriftsystems nur noch das südwestliche Europa in Betracht kommen, von wo aus es sich, sei es im direkten See-

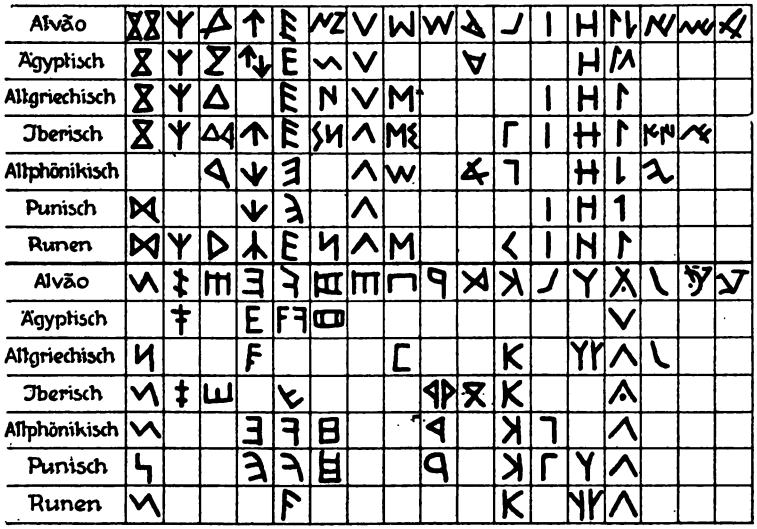


Abb. 15 a. Vergleichende Zusammenstellung vor- und frühgeschichtlicher Schriftzeichen des mittelmeerischen Kulturkreises.

verkehr, sei es auf dem Umweg über Nordafrika und Aegypten, nach den Küsten des östlichen Mittelmeerbeckens verbreitet haben muß.

Durchaus folgerichtig verknüpft Wilke im weiteren Verlauf seiner Untersuchung dieses frühneolithische Schriftsystem Westiberiens mit dem des südfranzösischen Azilien. Im Hinblick auf die Pasiega-Inschrift würden wir es dann sogar bis ins Magdalénien und damit bis in den Ausgang der Eiszeit selbst zurückverfolgen können.

Auf den ersten Blick hin erscheint das ganze Gebäude als eitle Phantasterei. Wie sollen, um nur den Haupteinwand gegen Piettes Behauptungen zu wiederholen, Völker der barbarischsten Kulturstufe, die nicht einmal seßhaft gewesen zu sein scheinen, gerade eine solche Geistesblüte hervorgebracht haben, wie sie die Schrift darstellt! Und

wie will man die völlige Uebereinstimmung der alten und der jungen Zeichen mit dem doch sicher nach Tausenden von Jahren zählenden Zeitunterschied in Einklang bringen?

Niemand wird in der Tat das mancherlei Rätselhafte in der Erscheinung leugnen. Aber deckt denn die gleiche Form auch stets die gleiche Bedeutung? Lehrt nicht unsere gesamte Kulturentwicklung, daß der alte Mantel nur zu oft einen neuen Träger umhüllt? So können denn auch sehr wohl im alten Europa die einfachen linearen Zeichen nach dem Evansschen Gesetz sehr früh und ohne den Umweg über den Höchststand der naturalistischen Bildmalerei als einfache Eigentumszeichen, Zaubermarken und mnemotechnische Hilfsmittel, kurz als Gedächtnisstützen entstanden sein. Ein solcher Gebrauch bedingt, wie wir an selbst den niedrigsten Naturvölkern von heute verfolgen können, keinerlei höhere Kultur. Erst nach und nach mag dann zu dem erinnernden Zweck jener Zeichen auch der der Mitteilung getreten sein, wobei sie dann schließlich, ganz am Ende ihres Bedeutungswandels, gar zu Symbolen der letzten Sprachbestandteile, der Silben und der einzelnen Buchstaben geworden sind.

Daß der Entwicklungsgang sich so oder ähnlich abgespielt hat oder doch abgespielt haben kann, wird auch durch andere Züge aus Urgeschichte und Völkerkunde erhärtet. Natürlich wäre es denkbar, daß die gleichen Zeichen, zumal so einfach lineare, wie es die Bestandteile aller dieser Schriftsysteme sind, zu gleicher oder auch ungleicher Zeit unabhängig voneinander entstanden sein könnten. Evans z. B. scheint gegenüber den mannigfachen Vorkommnissen dieser Art, die man auf Spinnwirteln aus den unteren Schichten von Hissarlik-Troja, auf Gefäßen von Mykenä, Orchomenos und Nauplia, im ältesten Aegypten und in Tordos in Siebenbürgen, kurz an zahlreichen neolithischen und jüngeren Fundstellen des mittelmeerischen Ostens gefunden hat, an derartiges zu denken. Wie aber will er dann die weitgehende Uebereinstimmung zwischen diesem Osten und dem weitabliegenden Südwesteuropa erklären? Wie verhält er sich des ferneren der ganz neuerdings von K. Schuchardt hervorgehobenen Erscheinung gegenüber, daß dieselben Formen der Hockerbestattung, der Rundhütte und der Rötelbeigaben, dieselbe Technik der Näh-, Flecht- und Wickelarbeiten und die gleiche Spirale, schließlich die gleichen Skulpturen von Personen in unverkennbar der gleichen Demutstellung, als wollten sie vor einem Altar opfern, uns in Südwesteuropa bereits in der zweiten Hälfte der älteren Steinzeit entgegentreten, während sie im Osten erst aus früh- und vollgeschichtlicher Zeit bekannt sind. Wird man dereinst gezwungen sein, einen genetischen Zusammenhang des römischen Laren und der griechischen Weihefigürchen mit den erst kürzlich gefundenen Frauenskulpturen von Laussel aus dem südfranzösischen Aurignacien anzuerkennen, so greift die Kulturverwandtschaft zwischen dem Westen und dem Osten auch auf Gebiete über, die, weniger vielleicht an

Schärfe des Verstandes als an Tiefe des Gemüts, zum mindesten die gleichen psychischen Anforderungen stellen wie die Herausbildung und die Verwendung einer brauchbaren Schrift. Die Zeitfrage aber wird dann ein um so schwierigeres Problem, als einem solchen ganzen Komplex von Uebereinstimmungen gegenüber von einer unabhängigen Erfindung mit nichten mehr die Rede sein kann.

Schuchardt fordert zur Ueberbrückung der nach unseren derzeitigen Begriffen unüberschreitbaren Zeitkluft eine Revision gerade dieser chronologischen Anschauungen, wobei er darauf hinweist, daß die zeitliche Festlegung des ausgehenden Paläolithikums mit 16- bis 24 000 Jahren hinter der Gegenwart, die sich zurzeit einer allgemeinen Anerkennung erfreut, ausschließlich der Geologie zu verdanken sei. Dabei habe sich diese Wissenschaft gerade durch den Mund desjenigen ihrer Vertreter, der für die Zeitbemessung geologischer Zeiträume für maßgebend erachtet wird, für die Bewertung kulturgeschichtlicher Epochen für durchaus unzuständig erklärt. Vielleicht, meint Schuchardt, lägen jene spätpaläolithischen Kulturen der Antike zeitlich weit näher als man zurzeit wähne, womit dann alle Schwierigkeiten mit einem Federstrich aus der Welt geschafft wären.

Das Ergebnis unserer in Rücksicht auf die Bedeutung des Gegenstandes immerhin recht eingehenden Betrachtung erscheint einem rückschauenden Blick nur zu einem Teil positiv und befriedigend. Hell beleuchtet liegt der Weg unserer Schrift nur bis zum phönikischen Alphabet hinter uns. Die Strecke von dort über Philistäa nach Kreta hinüber verliert sich bereits ein wenig im Dunkeln. Hypothetisch endlich ist der weitere Weg in die Urgeschichte. Aber diese Hypothesen sind doch schon jetzt recht gut begründet, weil reich an archäologischen Unterlagen und ethnographischen Parallelen. Jeder Tag kann zudem neue Funde bringen, die die einmal betretene luftige Bahn mehr und mehr sichern, so daß wir durchaus erwarten dürfen, den Entwicklungsgang unserer Lautschrift dereinst mit voller Sicherheit bis an ihren Uranfang zurückverfolgen zu können.

D. Die Runen.

Es spricht für die soeben geschilderte Entlehnungstheorie, wenn anscheinend unabhängig von Georg Wilke ein weiterer Archäolog zu demselben Ergebnis kommt. In dem Begleitwort zu der von ihm gestellten ägäisch-minoischen Sektion auf der Leipziger Bugra tritt auch Freiherr von Lichtenberg für die westliche Herkunft und die spätere Uebertragung des Alphabets nach Osten ein,*) ja er geht insofern noch weit über Wilke hinaus, als er selbst auch die Runen, die, soweit uns bekannt, ältesten Schriftzeichen der Germanen, aus

*) R. Freiherr v. Lichtenberg, Aegäisch-Minoisch. Im amtlichen Führer durch die Halle der Kultur der Internat. Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik. Leipzig 1914.

dem altsteinzeitlichen Südwesteuropa nach dessen Norden herübernimmt.

Die Ansichten über die Herkunft dieses Schriftsystems haben im Laufe der Zeiten stark gewechselt. Nachdem man sie lange als eine echt germanische Geistesschöpfung angesehen hatte, stempelte man sie zu einer Entlehnung aus einem südeuropäischen Alphabet um, wobei zunächst die lateinische Kapitalschrift als Mutter galt, während spätere Stimmen den größeren Teil dem griechischen Alphabet entnommen wissen wollen. Ganz neuerdings kehrt eine Schule, die alle nordeuropäischen Kulturgüter als ureigenstes Erzeugnis germanischen Geistes aufzufassen geneigt ist, wieder in die erste Richtung zurück, so daß sich damit der Kreislauf schließt.

Den Ethnologen fesseln die Runen kaum anders als von der Frage nach ihren Vorstufen aus. Für die römisch-griechische Entlehnung sprechen besonders folgende Momente. Die ältesten Runeninschriften tauchen im 2. und 3. Jahrhundert n. Chr. ganz plötzlich auf. Die Umwandlung der abgerundeten südeuropäischen Zeichen in eckige Runen erklärt sich aus dem Material, auf das geschrieben wurde; man ritzte die Runen in Holztäfelchen ein, wobei die Struktur der Unterlage wagerechte und gebogene Linien ausschloß. Noch heute erinnern unsere Bezeichnung Buchstabe und das englische Wort write = ritzen für schreiben an diese Technik.

Gegen eine Entlehnung vom vollgeschichtlichen römisch-griechischen Alphabet sprechen dem ersten Anschein nach der vom römischen Geschichtschreiber Tacitus in seiner Germania erwähnte Gebrauch der Zeichen zu magischen und divinatorischen Zwecken und ihre weitgehende Uebereinstimmung mit den ungleich älteren früh- und selbst vorgeschichtlichen Alphabeten des gesamten mittelmeerischen Kulturkreises von Alvao im Westen bis Kreta und Phönikien im Osten. Man streute nach Tacitus mit Marken bezeichnete hölzerne Stäbchen auf ein weißes Tuch; dann hob man auf gut Glück drei dieser Stäbchen auf und deutete sie. Aus Nordeuropa kennen wir aus späterer Zeit Runen zu den verschiedensten magischen Zwecken: Bergerunen zur Erleichterung der Geburt, Seerunen zur Erzielung guter Fahrt, Löserunen zur Befreiung aus Gefangenschaft, Runen zur Erzielung des Sieges, kurz Abwehr- und Angriffsrunen für alle Fährlichkeiten des Lebens. Als von gleicher Art wird vermutlich das Deuten im taciteischen Sinn aufzufassen sein. Was aber kann uns dann zwingen, diese alten Orakelzeichen gerade formengeschichtlich mit den Runen in Beziehung zu setzen? Die Völkerkunde verfügt auch hier über Belege, die trefflich geeignet erscheinen, die Frage von wesentlich anderer Seite zu betrachten.

Bei den südafrikanischen Kaffernstämmen sind Divinationsmittel in Gebrauch, die in Form und Verwendungsart den altgermanischen Loosorakelhölzchen völlig gleichen. Es sind Holzplättchen mit eingeschnitzten Zeichen oft schon recht abgeschliffener Art (Abb.

16, Fig. a und b), die der Zauberer wirft, um aus ihnen die Zukunft herauszulesen, den Gegner zu schädigen u. a. m. Bei den Baia und den Naúnde in Kamerun herrscht das Glücksspiel in einem Maß, das sich nur mit der Leidenschaft der alten Germanen vergleichen läßt. Hauptmittel dazu sind ein flacher Korb, in den die Mitspieler ihre Marken werfen, und diese Marken selbst. Der jeweilige „Bankhalter" mischt die Marken und wirft den Korb mit dröh-

Abb. 16. a u. b: Bamangwato-Würfel, das übrige: Naunde-Spielmarken.

nendem Schlag auf die Erde. Nach kurzer Zeit hebt er ihn von den darunterliegenden Marken ab, und nun zeigt sich, wer verloren oder gewonnen hat. Es geht dabei leicht um Geld und Gut, Haus und Hof, um Frau und Kinder, ja die ewige Freiheit, wie bei unseren Vorfahren auch. Schon mancher Naundemann ist auf diese Weise für wenige Pfund Salz als Sklave an die benachbarten Bakoko verkauft worden.

Interessant sind bei diesem Spiel zunächst die Marken. Es sind 4—5 cm lange, ovale oder spitzovale Scheibchen aus der Schale einer

Hohlfrucht, aus deren glänzend brauner Epidermis Figuren in Kerbschnittechnik ausgehoben sind. Die Muster bewegen sich zwischen einer vollkommen naturwahren Darstellung und rein linearen Figuren. Die Motive betreffen, soweit sie erkennbar sind, vor allem die Tierwelt jener Region, daneben auch den Menschen und seine Hantierungen; schließlich auch seine Waffen und Geräte (Abb. 16, unten); sie erfüllen also, indem sie den gesamten Vorstellungskreis jener Völker wiedergeben, die weitestgehenden Ansprüche an jede Bilderschrift.

Interessant ist indessen auch der dem Spiel wie den Marken zugrunde liegende Bedeutungswechsel. In dem müßigen, wenn auch leicht verhängnisvollen Zeitvertreib von heute erscheinen dem Naunde die Bilder und Zeichen vollkommen belanglos; sie entscheiden eben für ihn, wenn er Glück, und gegen ihn, wenn er „Pech" hat. Die ursprüngliche Bedeutung hingegen geht zweifellos unleich tiefer; da zauberten die Tiere in ihren Abbildern selbst, oder der Bildverfertiger zauberte seinerseits in seinen Werken. Es war dem Wesen nach das gleiche, was Tacitus von den Losstäben der alten Germanen berichtet.

Am eindrucksvollsten gestaltet sich die Parallele jedoch erst durch das beinah tragische Schicksal dieses afrikanischen Glücksspiels. Wo immer hier im Westen des Erdteils der Islam das alte Volkstum überlagert oder durchdrungen hat, wechselt das Volk den Glauben an seine Schicksalsträger, indem es an die Stelle der bisherigen bildhaften Symbole jener übernatürlichen Kräfte den mit Buchstaben geschriebenen Koranspruch setzt. So geschieht das auch in Kamerun und Oberguinea, soweit die Lehre Mohammeds selbst in ihren feinsten Ausläufern vordringt. Die zahllosen Amulette mit eingenähten Surensprüchen, die in manchen Teilen jenes weiten Gebietes heute schon fast ein Charakteristikum des gesamten religiösen Kulturbesitzes sind, können als der sprechendste Beleg für diesen Wechsel dienen.

Sollten nun, so drängt sich der Gedanke auf, nicht auch unsere Vorväter die neuen, von Rom und Hellas gekommenen Zeichen für wirksamer als ihre alten Marken gehalten haben? Der Besitz einer wirklichen Schreibschrift erscheint selbst noch dem Besitzer einer Bilderschrift als etwas ungleich Wirksameres und Mächtigeres, wie das Schicksal des Volkes der Wey in Westafrika beweist. Diesen Wey hatte um 1834 ein Stammesgenosse eine wirkliche Silbenschrift erfunden, die rasch ins Volk drang. Bald waren die Wey als „Buchvolk", nicht etwa als Krieger, weit und breit gefürchtet. Schließlich glaubten die Nachbarn den Druck dieser Uebermenschen nicht mehr ertragen zu können; sie überfielen sie und erschlugen ihrer viele.

So mag die neue Schrift also auch den nachtaciteischen Germanen als doppelt kräftiges Zaubermittel vorgeschwebt haben; sie tauschten sie ein und benutzten sie zunächst in der gewohnten Weise

weiter. Beweis dafür ist das völlige Fehlen zusammenhängender Schriftstücke in Germanien und Britannien, wo ihr Gebrauch über kurze Sprüche auf Schmucksachen und Waffen nicht hinausgeht. Die wurden dadurch zu Amuletten gleich den afrikanischen Ledertäschchen mit dem Koranspruch und wirksamer in Angriff und Abwehr. Nur im abgeschlosseneren Norden haben sich die Runen zu einer wirklichen Gebrauchsschrift entwickelt, wobei indessen der altüberkommene magische Charakter nach wie vor in der Form zutage tritt, daß sie in der Hauptsache auf Grabinschriften beschränkt sind.

Für die Völkerkunde ist die Herkunftsfrage der Runen nach alledem ganz im Sinn der Entlehnung entschieden. Wie wenig Boden die neue pangermanische Richtung unter den Füßen hat, zeigt

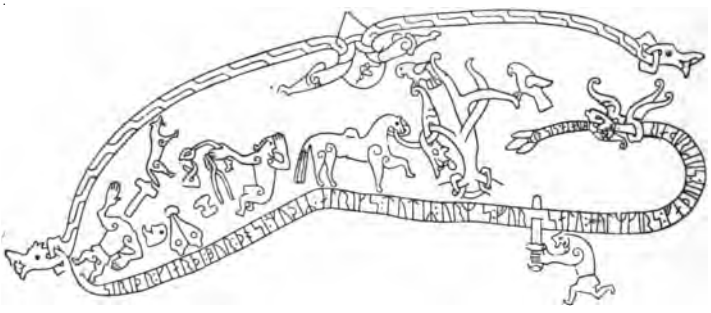


Abb. 17. Die Sigurdzeichnung von Ramsundsberget.

nichts besser als der vollkommene Mangel an Vorstufen und an Zwischengliedern zwischen einer allgemein menschlichen Urbilderschrift und den Runen selbst. Eine wahrhaft klassische Vereinigung gerade dieser beiden Stufen sehen wir in der in Abb. 17 wiedergegebenen Felszeichnung von Ramsundsberg im Kirchspiel Jäder in der schwedischen Landschaft Södermanland. Es handelt sich dabei um ein (allerdings zufälliges) Zusammentreffen einer noch rein erzählenden Zeichnung, also einer noch recht frühen Stufe der Bilderschrift, mit einer bereits vollkommen ausgebildeten Buchstabenschrift, eben den Runen, also nahezu um Anfang und Ende der Entwicklung, die in diesem Fall allerdings der Mittelglieder ermangelt.

Die Runeninschrift ist wenig belangreich; sie lautet: Sirithr: kiarthi: bur (für bru): Thasi: muthir: Alriks, tutir: Urms: fur salu: Hulmkirs: fathur: Sukruthar bua(n)ta. si(n)s. Das heißt: Siri(ð), Alriks Mutter, Urms Tochter, machte diese Brücke für ihres Gatten Holmgers, Sugruðs Vaters, Seele.

Das ist also eine Gedächtnisschrift ganz nach der auf den Runensteinen des 11. Jahrhunderts gebräuchlichen Formel mit genauer Aufzählung der Mitglieder des Geschlechts. Siri ist Christin geworden

und hat, der Sitte der Zeit entsprechend, für ihres Mannes Seligkeit durch Erbauung einer Brücke ein Werk der Barmherzigkeit tun wollen. Zur Uebermittlung dieser Tat auf die Nachwelt bot sich der Fels mit der bereits vorhandenen Siegfriedzeichnung dar, deren Umrandungsband zu einer Runeninschrift förmlich verlocken mußte.

Die Figuren der Zeichnung haben keinerlei Zusammenhang mit dem Inhalt der Schrift; sie beziehen sich auf eine damals sehr beliebte Sage, die wir aus den alten isländischen Eddadichtungen kennen, die aber, nach dem, was diese Zeichnung lehrt, auch in Schweden wohlbekannt war. Es ist die Sage von Sigurd Fafnesbane (Sigurd ist die altnordische Form für Siegfried). Die Zeichnung entspricht genau der Eddadichtung.

Sigurd war ein junger Königssohn. Sein Pflegevater und Lehrer war der kenntnisreiche Zwerg Regin. Dieser hatte zwei Brüder gehabt, Utter und Fafne. Utter nahm oft die Gestalt eines Fischotters an und fing Lachse in einer Stromschnelle. Einmal wurde er dabei von dem Gotte Loke, der in Odins Gesellschaft dorthin gekommen war, totgeschlagen. Die Götter mußten für den Totschlag Buße zahlen durch Bedecken des Otterfelles mit Gold. Fafne behielt allein diesen ganzen Schatz und hütete ihn auf der Gnitaheide in Gestalt einer Schlange.

Regin, der zu dem Golde kommen wollte, stachelte Sigurd an, den Fafne zu töten, und schmiedete ihm ein prächtiges Schwert. Sigurd machte eine Grube auf dem Wege, auf dem Fafne zum See zu kriechen pflegte, um zu trinken, kroch in die Grube hinab und durchstach Fafne mit dem Schwert, als er darüber kroch. Das sieht man zu unterst auf dem Bilde. Auf dem Körper der Schlange hat man die Runeninschrift angebracht, wie so oft auf den Runensteinen.

Wir sehen, wie Sigurd dasitzt und das Herz der Schlange an einem Spieß über dem flammenden Feuer brät. Dann wollte er, so berichtet die Sage, nachsehen, ob es gar war. Er verbrannte sich und steckte den Finger in den Mund. Als Fafnes Blut auf seine Zunge kam, verstand er die Stimmen der Vögel und hörte, was einige Blauspechte in den Sträuchen zwitscherten. Sie sprachen davon, daß Regin Sigurd zu hintergehen gedächte, um allein über den Schatz verfügen zu können, und rieten ihm, statt dessen den schlafenden Zwerg zu töten. Sigurd tat das. Wir sehen Regin mit abgeschlagenem Kopfe liegen. Neben ihm sind aneinandergereiht seine Schmiedewerkzeuge: Hammer, Blasebalg, Ambos und Zange. Der Zeichner hat hierdurch deutlich angeben wollen, daß das der des Schmiedens kundige Zwerg Regin ist. Oben sieht man ein Tier, sicherlich den Otter. An den Baum, auf dem die Vögel sitzen, ist Sigurds Pferd Grane gebunden, mit dem Schatz auf dem Rücken.

Sigurds weitere Schicksale, wie der Schatz ihm und seinem Geschlecht zum Unglück gereichte, hat der Zeichner nicht dargestellt.

Darf man als Nichtgermanist einer Vermutung Ausdruck ver-

leihen, so möchte es die sein, daß die Sigurdzeichnung den bereits feststehenden Versen der Eddadichtung als Unterlage gedient hat; sie war ein mnemotechnisches Hilfsmittel für einen zusammenhängenden Text, der schon eine konventionelle sprachliche Form angenommen hatte und den man in dieser Fassung der Jugend übermittelte, indem man die Lieder angesichts des Felsenbildes sang. Die Zeichnung stellt also im Stübeschen System die Stufe des Eindringens der Sprache in die Schrift dar; sie ist ein trefflicher Beleg der beginnenden Sprachschrift.

Skandinavien ist an sonstigen bilderschriftlichen Belegen keineswegs arm; im Gegenteil. Zwar die ältere Steinzeit fehlt, weil in der Epoche, wo im Süden die Paläolithiker die Wände ihrer Höhlen mit ihren Kunstwerken bedeckten, der Norden unter einer 1000 m hohen Decke von Inlandeis begraben lag. Schon das Neolithikum hingegen zeigt Felszeichnungen in Fülle, und noch mehr die Bronzezeit. Jenes bringt als Ausfluß des reinen Jägertums der Bewohner ausschließlich Bilder des freien Wildes jener Zeit, des Elchs und des Rens, alles in schon recht naturalistischer Darstellung; die Bronzezeit in scharfem Gegensatz dazu die Zeugnisse einer inzwischen höchst verfeinerten Zivilisation, die von der Jagd nichts mehr weiß, um so mehr aber von Ackerbau und Viehzucht und seemännischem Leben. Sicherlich trifft das Moment der Erinnerung auch auf die Mehrzahl dieser „Hällristningar" zu, indem auch sie aus der Erregung über eine ereignisreiche Jagd oder ein blutiges Gefecht zu Lande oder zu Wasser heraus auf den vom Gletscher ehedem glattgeschliffenen Fels geworfen sind; sie fallen also beide ebenfalls unter den Begriff der Schrift. Als eigentliche Vorstufen und Vorläufer der alphabetischen Runen wird man jedoch keine der beiden Gruppen ansprechen dürfen, weil sie jede organische Weiterbildung vermissen lassen. Zwischen der ausgehenden nordischen Bronzezeit, also der ersten Hälfte des letzten vorchristlichen Jahrtausends, und dem Auftauchen der lautschriftlichen Runen klafft eine tausendjährige Lücke, die zu überschreiten man wohl kaum je Gelegenheit finden wird.

Die auffallende Uebereinstimmung der Runen mit den altmittelmeerischen Zeichen von Alvao hat Freiherr von Lichtenberg zu erklären versucht. Er läßt einen Teil der alten Westiberier, wie nach dem östlichen Mittelmeer- und dem Donaugebiet, so auch nach Nordeuropa auswandern, indem die hiesigen Einwanderer den abschmelzenden Gletschern gefolgt seien. Dabei hätten sie die linearen Schriftzeichen bereits mit sich genommen, denn wären diese erst eine junge Erfindung, so hätten sich ihre Formen nicht durch so viele Jahrtausende völlig unverändert erhalten können. Das späte Erscheinen in der Oeffentlichkeit erkläre sich durch den magischen, religiösen Charakter, der einen Gebrauch im profanen Leben ausschloß. Das und die Vergänglichkeit des Materials ließen das so späte Auftauchen vollkommen verständlich erscheinen.

Die Hypothese trägt den Umständen zu wenig Rechnung, um überzeugend zu sein. Zunächst sind Völkerwanderungen von diesem Ausmaß für das alte Europa durchaus nicht verbürgt; sie wären im übrigen auch nicht erforderlich gewesen, denn Geisteserrungenschaften pflanzen sich auch ohne sie durch Uebertragung von Mund zu Mund fort, wie besonders treffend gerade die für Alvao typische Bestattungsart beweist. Die Sitte der Totenbestattung in großen steinernen Grabbauten ist über einen beträchtlichen Teil der alten Welt gewandert, ohne daß wir von gleichzeitigen Völkerdurchdringungen wüßten. Unvereinbar miteinander und mit allem geschichtlich verfolgbaren Völkerleben sind jedoch die ungeheuer lange Geheimhaltung und die plötzliche Profanierung, deren zeitliches Zusammenfallen mit dem römisch-griechischen Einfluß denn doch zu auffällig wirkt. Die Materialfrage endlich erledigt sich durch den Hinweis, daß unsere Vorfahren, gleichwie sie vom 2. und 3. Jahrhundert n. Chr. an kurze Runeninschriften auf metallene Schmuckstücke und Waffen graviert haben, dies auch bereits vor Christi Geburt hätten tun können, wären sie überhaupt schon im Besitz einer Schrift gewesen.

Die Uebereinstimmung einer Anzahl von Runen mit den alten mittelmeerischen Zeichen bleibt unter diesen Umständen bis auf weiteres eine offene Frage. Einen sehr bequemen Ausweg gewährt der Evanssche Standpunkt, nach dem linearisierte Zeichen von ganz und gar alphabetischem Aussehen völlig unabhängig voneinander entstehen können. Die Aehnlichkeiten und Uebereinstimmungen würden dann nichts weiter als ein Ausfluß der verhältnismäßig geringen Kombinationsmöglichkeit einfacher Linien sein.

Aber dieser Ausweg ist keine Lösung im ethnologischen Sinn, denn in Wirklichkeit sind die alten Zeichen als geschlossener Komplex nur auf einen bestimmten Teil der alten Welt beschränkt und keineswegs, wie es nach Evans möglich, ja sogar wahrscheinlich sein könnte, menschliches Allgemeingut; es müssen mit anderen Worten unbedingt genetische Beziehungen zwischen ihnen bestehen. Welcherart sie sind und ob der Norden seine Zeichen tatsächlich vom Westen direkt oder erst über Rom und Hellas bekommen hat, wird sich nur mit derselben Methode feststellen lassen, wie sie von Schuchardt für das Mittelmeergebiet allein befolgt worden ist; man wird die Uebertragungsfrage nicht auf die Lautzeichen ausschließlich beschränken dürfen, sondern wird sie auf den gesamten Kulturbesitz der in Betracht kommenden Gebiete erweitern müssen. Erst dadurch werden gesicherte Ergebnisse zu erwarten sein.

---

6. Die übrigen altweltlichen Lautschriften.

Fassen wir die Gesamtheit aller buchstabenartigen Zeichen zwischen Kreta, Alvao und Nordeuropa als einen einheitlichen Schriftherd auf, unbeschadet ob sich die Abhängigkeit des einen von dem andern jemals als unbestreitbar erweisen wird, so ist die Menschheit außer diesem kretischen System, wie wir es aus Mangel an der Möglichkeit, es einstweilen mit Sicherheit weiter zurückzuverfolgen, nennen wollen, noch fünfmal zur selbständigen Bildung von Lautschriften gelangt: in Aegypten, bei den Hettitern, in Babylon, in China und bei den alten Mexikanern und Maya. Keine von ihnen fällt entwicklungsgeschichtlich aus dem Normalschema heraus, nur daß die eine den alten bilderschriftlichen Charakter noch besser bewahrt oder schon stärker überwunden hat als die andere. Unsere Betrachtung wird sich daher im wesentlichen auf diese Seite der einzelnen Erscheinungen beschränken können.

Abb. 18. Bilderschrift auf der altägyptischen Nar-mer-Platte.

Die altägyptische Schrift hat sich in überaus zahlreichen Belegen erhalten, die dem ungeheuren Zeitraum von 5000 Jahren entstammen, gehören doch die ältesten auf uns gekommenen Inschriften der Mitte des vierten vorchristlichen Jahrtausends, die jüngsten der Zeit um 1500 unserer Zeitrechnung an. Dabei tritt sie uns bereits bei ihrem ersten Erscheinen in allen wesentlichen Teilen völlig ausgebildet entgegen, so daß wir für ihre Herausbildung aus spielmäßigen Anfängen an lange vorgeschichtliche Zeiträume denken müssen. Nur dem konservativen Sinn des Aegypters haben wir es zu verdanken, daß er neben den bis zur Silben- und Lautschrift fortgeschrittenen neueren Teilen pietätvoll auch die alten Bilder der Wortschrift beibehalten hat, so daß uns die Entwicklung des Ganzen ebenso klar vor Augen liegt, wie sonst nur noch in China. Treffliche Belege dieses älteren, die reine Bilderschrift noch stark betonenden Teils sind die Darstellungen auf der Schminkplatte des Königs Nar-

mer aus den letzten Jahrhunderten des 4. vorchristlichen Jahrtausends (Abb. 18). Im Mittelfeld ist der König dargestellt, wie er einen Feind mit der Linken beim Schopfe faßt und mit der in der Rechten geschwungenen Keule zum tödlichen Schlag ausholt. Rechts daneben steht die Erläuterung in Form einer Bilderschrift. Der Falke ist das Sinnbild des Königs, das Oval unten ein Stück Land. Der König hält in der Hand einen Strick, der sich durch die Lippen eines Kopfes zieht, neben dem sechs Blätter der Lotosblume stehen. Unten rechts sieht man noch das Bild einer Harpune und eines mit Wellenlinien erfüllten Rechtecks, das einen See wiedergeben soll. Die Harpune heißt auf ägyptisch wa und bezeichnet hier ein Land namens Wa. Jedes der sechs Lotosblätter bedeutet die Zahl 1000, vermutlich weil die Lotosblume tausendfach in den ägyptischen Sümpfen vorkam. Die gesamte Inschrift soll nach G. Steindorff besagen, daß der König das an einem See gelegene Land Wa unterworfen und 6000 Gefangene aus ihm weggeführt habe.

Aus solchen rein erzählenden, nur zum Teil bereits rebusartigen Anfängen ist im Lauf der Zeit die ägyptische Hieroglyphenschrift entstanden, die bis in die ersten nachchristlichen Jahrhunderte im Niltal in Uebung geblieben ist. Dann ist sie von der koptischen Schrift abgelöst worden, der Schrift der christlichen Aegypter, deren Alphabet dem griechischen entlehnt und durch Hinzufügung einiger ägyptischer Buchstaben erweitert wurde.*) Die Hieroglyphenschrift der historischen Zeit beginnt mit reinen Ideogrammen oder Wortzeichen, die den Gegenstand noch ohne jede Berücksichtigung seines Lautcharakters darstellen, daneben aber doch auch bereits in der Art unserer Bilderrätsel für die Wiedergabe von Wörtern verwandt werden, die dieselbe Lautfolge, aber einen anderen Sinn besitzen (das Tor und der Tor, das Tau und der Tau). Zur Begriffsbestimmung des im Bilde wiedergegebenen Wortes dienen fernerhin Deutzeichen oder Determinative. So schreibt man das Wort jtf, „Vater", mit den drei Buchstaben J T F und fügt dann noch als Determinativ einen sitzenden Mann hinzu, um anzudeuten, daß j t f einen Mann bezeichnet. Die weitere lautliche Zergliederung zeitigt schließlich Zeichen, die entweder mehrere Konsonanten ausdrücken (Silbenzeichen) oder nur einen, womit die Stufe des lautschriftlichen Alphabets erreicht ist. Die Vokale bleiben durchaus unbezeichnet, so daß man nicht weiß, wie die altägyptischen Worte auszusprechen sind. Lediglich das Koptische und die griechische Wiedergabe ägyptischer Wörter bieten einige Anhaltspunkte für die Aussprache dar.

Auch die babylonisch-assyrische Keilschrift geht, der rein geometrischen Erscheinung ihrer Charaktere zum Trotz, auf eine

*) G. Steindorff, Aegypten. Im amtlichen Führer durch die Halle der Kultur der Internat. Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik. Leipzig 1914.

Bilderschrift zurück, und auch ihr Weg ist lang wie der der Schwester im Niltal, reicht die Anwendung des babylonischen Zweiges doch von der Urzeit bis ins letzte vorchristliche Jahrhundert.

Dem Ursprung nach eine Erfindung der Sumerer, der ihrer anthropologischen Stellung nach noch immer unbestimmten, sicher indes nichtsemitischen Vorbewohner des südlichen Zweistromlandes, hat die Keilschrift außer den ideographisch-phonetischen Wandlungen auch noch die Anpassung an ein ganz fremdes, semitisches Idiom über sich ergehen lassen müssen, dessen Formbau sich nur wenig für ihre Verwendung eignete. Die begrifflichen Wandlungen verlaufen dabei kaum anders als beim Aegyptischen; die einzelnen Bilder bezeichnen zunächst wieder ganze Wörter ohne Rücksicht auf den Laut, sei er ein- oder auch mehrsilbig; daneben dann aber auch deren Synonyma oder auch nur verwandte Begriffe. Das Zeichen für die aufgehende Sonne bedeutete nicht nur den Begriff Sonne, sondern auch Tagesanbruch, Tag, Hellwerden, Licht, hell, weiß usw. Wo es an der Möglichkeit der konkreten Darstellung eines Begriffs gebrach, behalf man sich mit der bildlichen Wiedergabe seiner Bestandteile (König = groß und Mensch; Herrin = Weib und groß; Oel = Fett und Baum; sprechen = Mund, darin Zunge). Bilder von einsilbigen Wörtern benutzte man nach Art des Lautrebus als Zeichen für die Silbe schlechthin, ohne Rücksicht auf die Bedeutung. Schließlich haben auch hier sinn- und lautandeutende Determinative zur begrifflichen Ausgestaltung der alten Bilderschrift beigetragen.

Das dritte große Kulturvolk des alten Orients sind die Hettiter. Unsere Kenntnis ihrer Geschichte und ihrer Kultur ist noch gering, weil ihre Schrift, trotzdem sie uns seit einem Menschenalter vorliegt, noch allen Entzifferungsversuchen widerstanden hat. Nur aus der Verbreitung ihrer ganz gleichartigen Denkmäler können wir schließen, daß der Einflußbereich, ja vielleicht gar die Macht dieser Völkergruppe durch ganz Kleinasien bis zum Aegäischen Meer gereicht hat.

Der Form nach ist das hettitische Schreibwesen noch eine richtige Bilderschrift. Die einzelnen Zeichen enthalten in senkrechter Anordnung Köpfe von Menschen und Tieren, auch ganze Tiere, z. B. Hasen und Vögel, ferner Hände, Füße, Tatzen; dann in großer Anzahl Bilder von Gegenständen von noch nicht gelungener Identifizierung (Abb. 19). Die Bedeutung glaubt man nur erst von ganz wenigen Zeichen feststellen zu können; die Aussprache ist bei allen noch völlig unbekannt.

Um so lichtvoller liegt diesem dunklen Forschungsfelde des westlichsten Asiens der äußerste Osten des Riesenerdteils in Gestalt der chinesischen Schrift gegenüber. Besonders durch die Untersuchungen von A. Conrady sind wir über deren Ursprung und Entwicklung vortrefflich unterrichtet.

Der pietätvolle Konservativismus des Aegypters, der neben den bis zur Silben- und Lautschrift differenzierten Stufen auch noch die urtümliche ideographische Wortschrift beibehalten hatte, muß sich beinahe verstecken vor der Beharrlichkeit, mit der der Chinese dieses Stadium der Wortschrift durch den ganzen Bau seines Schreibwesens ohne den Fortschritt zu den beiden höheren Stufen von altersher bis auf den heutigen Tag beibehalten hat. Allerdings hat ihm der eigenartige Bau seiner Sprache diesen Stillstand nicht nur gestattet, sondern ihn direkt dazu gezwungen.

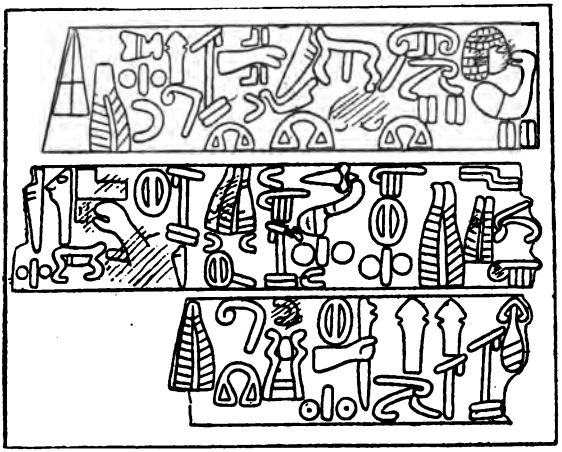


Abb. 19. Hettitische Inschrift. Nach Messerschmidt.

Die chinesische Sprache verfügt bekanntlich nur über einsilbige Stammwörter, denen zudem jede Flexion fehlt und die, je nach ihrer Stellung im Satz, ebensowohl als Haupt- wie als Eigenschaftswort, als Zeit- wie als Umstandswort, als Subjekt und Objekt auftreten können. Das ist indessen keine ursprüngliche Eigentümlichkeit, sondern, ganz wie in dem ihm in dieser Beziehung verwandten Englischen, erst das Ergebnis einer langdauernden Abschleifung. Da die Sprache fernerhin keine Konsonantverbindungen duldet, so sind diese Silben meist nur von einfachster Form; auch ist ihre Zahl nur sehr gering, beträgt sie beim heutigen Nordchinesischen doch nur 420. Die Folge davon ist die Erscheinung, daß zahlreiche Begriffe in eine einzige Lautgruppe fallen, oder umgekehrt, daß gleichlautende Worte sehr verschiedenartige Bedeutung besitzen. Zwar hat das Chinesische dem durch den sog. Tonakzent abzuhelfen gesucht, musikalisch abgestuften Tönen, die jedem Wort unlösbar anhaften und es aus der Mitte der gleichlautenden Töne herausheben, doch hat das alles nicht ver-

Die ältesten Schriftzeichen sind teils wirkliche Bilder, teils Symbole. Solche Bilder sind z. B.:

魚 *Fisch*, alte Form , typisches Bild eines Fisches;

女 *Frau*, alte Form , zeigt eine Frau in der Stellung der Venus von Milo;

子 *Kind*, alte Form , ein unentwickeltes Geschöpf mit dickem Kopf.

Vom Bild zum Symbol leiten Zeichen über wie etwa.

婦 *Hausfrau*, alt , eine Frau, die in der (danebengemalten) Hand einen Besen hält;

龍 *Drache*, alt , ein gehörntes Ungeheuer, das durch die daneben gezeichneten drei Wasserläufe als Wassertier (Krokodil) bezeichnet ist;

天 *Himmel*, alt oder die Sonne mit menschlichem Leib, also ein Bild des Sonnengottes;

雲 *Wolke*, alt , ein förmliches Gemälde; oben das Bild des vom mythischen Himmelspfeiler gestützten Himmelsgewölbes, aus dem der Regen herabströmt, unten das auch als Ornament beliebte Wolkenmuster.

Wirkliche Symbole sind z. B.:

西 *Abend, Westen*, alt , ein Vogel auf dem Neste;

見 *sehen*, alt , ein Auge auf zwei Beinen laufend;

忠 *treu*, alt , aus dem Bild des Herzens (unten) und dem der Mitte (eines in der Mitte geteilten Vierecks) zusammengesetzt, also „das Herz auf dem rechten Fleck haben";

思 *denken*, alt , ein Gesicht, das aus dem Herzen hervorkommt;

好 *lieben*, alt , Mutter und Kind, nach anderer Auslegung Jüngling und Mädchen.

Manche Symbole sind aus Gebärden abgeleitet, so

九 *neun*, alt , eine zitternde Hand, eine Gebärde, mit der die Zahl neun in einigen Gegenden Chinas noch jetzt bezeichnet wird;

父 *Vater*, alt oder in sinniger Weise durch eine Hand mit einem Stock oder durch eine bewegte Hand mit gespreizten Fingern dargestellt.

Diese einfache Darstellungsweise konnte den Bedürfnissen einer wirklichen Schrift natürlich nicht genügen. Zunächst blieben die sogenannten „leeren" Wörter übrig, d. h. Partikeln u. dgl., die sich durch eigene Zeichen nicht darstellen ließen und anfangs durch Lautübertragungen wiedergegeben wurden.

So wurde z. B. die Genitivpartikel

Abb. 20a. Entwicklung und Ausgestaltung der Wortschrift in China.

chi durch *chi Keim*, alt , ausgedrückt; *yün Wolke*, alt , wurde für *yün sprechen* verwandt u.dgl.m. In größerem Umfange angewandt würde dieses System aber zu zahlreichen Zweideutigkeiten und Unklarheiten geführt haben, und so verfiel man auf ein weiteres Hilfmittel: das den Lautwert des Wortes angebende Zeichen wurde durch ein den Sinn bezeichnendes ergänzt. So heißt z. B.:

li Meile (Bild eines Meilensteines)

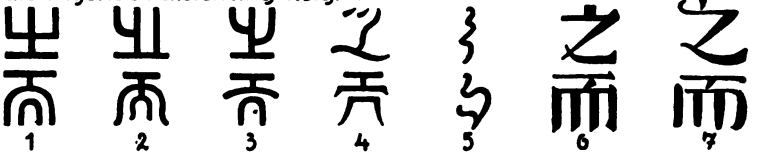
ergänzt durch „*Mensch*" *li gewöhnlich*

ergänzt durch „*Fisch*" *li Karpfen*

ergänzt durch „*Raubtier*" *li Wildkatze*

ergänzt durch „*Edelstein*" *li rechtes Prinzip* u.s.w.

Damit war die chinesische Schrift fertig ausgebildet und allen Bedürfnissen der Sprache angepaßt. Eine weitere Entwicklung, etwa zur Silben- und Buchstabenschrift, hat sich nicht vollzogen und kann sich auch niemals vollziehen, denn der Charakter der einsilbigen und vollständig abgeschliffenen Sprache macht eine Bilderschrift notwendig, die den Sinn der gleichklingenden Worte auseinanderhält. Mit Buchstaben geschriebenes Chinesisch wäre vollständig unlesbar. Eine Weiterentwicklung hat sich nur – infolge der Verbesserung des Schreibmaterials – in der äußeren Form der Zeichen vollzogen, wie die folgende Aufstellung zeigt:



1 2 3 4 5 6 7

Nr. 1 zeigt die älteste bekannte Form der Schrift, wie sie spätestens seit dem Ende des 3. vorchristlichen Jahrtausends in Gebrauch war. Nr. 2, eine etwas vereinfachte Form, kam um 800 v. Chr. auf und wurde mit Bambuspinseln auf Tafeln aus Holz und Bambus geschrieben oder auch noch mit dem Messer eingeritzt. Nr. 3 ist eine um 200 v. Chr. entstandene, etwas vereinfachte Abart. Die Erfindung des Haarpinsels führte etwas später zur Kurialschrift, Nr. 4, deren Nebenform die noch heute für Privatkorrespondenz gebräuchliche „Grasschrift", Nr. 5, eine flüchtige und oft schwer lesbare Kursive, ist. Die Erfindung des Papiers führte zur Entstehung der heute als Druckschrift verwandten Normalschrift, Nr. 6 (105 n. Chr.), und später, im 11. Jhdt., zu der heute als Schreibschrift verwandten Normalkursive, Nr. 7.

Abb. 20 b. Entwicklung und Ausgestaltung der Wortschrift in China.

hindern können, daß Worte gleicher Laute und gleicher Töne trotzdem noch 20 bis 30 und mehr verschiedene Bedeutungen aufweisen.

Es ist von vornherein klar, daß eine Lautschrift einer solchen Häufung gleicher Silben gegenüber gänzlich versagen würde. Völlig unmißverständlich ist dagegen eine Wortschrift, die für jedes Wort ein reines Bedeutungszeichen einführt; nur muß man dann eben für jeden sprachlichen Begriff ein besonderes Zeichen erfinden. Tatsächlich verfügt das Chinesische über nicht weniger als 50 000 solcher Wortzeichen, von denen allerdings nur ein mäßiger Bruchteil als selbst dem Gelehrten geläufig vorausgesetzt wird.

Als Vorläufer der chinesischen Schrift gilt nach chinesischer Ueberlieferung die Knotenschnur, doch kann zwischen beiden der Form nach sicherlich kein genetischer Zusammenhang bestehen. Als wahren Ausgangspunkt sieht Conrady vielmehr das Kerbholz an, das seit uralter Zeit zum Abschluß von Verträgen benutzt wurde. Die Handhabung erfolgte dabei in der Art, daß man — genau wie noch heute selbst in einigen Teilen Europas und in vielen Teilen Asiens — das Holz der Länge nach spaltete und die Marken so einschnitt, daß sie gleichmäßig durch beide Teile liefen. Dann hatte jeder Inhaber einer solchen Hälfte eine stets wirksame und durchaus zuverlässige Kontrolle. An die Stelle der einfachen Kerben sind später auch andere Schnittmarken und neben beide dann eingeritzte oder aufgemalte bildliche Darstellungen der gemeinten Begriffe, zuletzt schließlich die Ideogramme allein getreten. Aber selbst auch noch diese Bilderschriftzeichen wurden durch die Halbierungslinie des Kerbholzes geteilt, bis sie nach dem Wechsel der Zeichenunterlage später unberührt und unzerteilt geblieben sind. Von schlagender Beweiskraft für diesen Ursprung sind nach Conrady die Beibehaltung der senkrechten Zeichenfolge auch nach der Ersetzung der Holztäfelchen durch Papier und die Trennung der einzelnen Zeichensäulen durch senkrechte Linien. Noch jetzt ruft die ganze Anordnung den Eindruck hervor, als bestehe ein chinesisches Schriftstück aus lauter nebeneinandergelagerten schmalen, länglichen Bambustäfelchen.

Die Entwicklung und Ausgestaltung der Wortschrift ist nach der bei aller Knappheit doch recht übersichtlichen Darstellung unseres Museumssinologen Dr. Ed. Erkes in unserer urgeschichtlich-ethnographischen Ausstellung in der in Abb. 20a und 20b gezeigten Weise vor sich gegangen.

7. Schriftersatz und Bilderschrift in den außereuropäischen Erdteilen.

A. Asien.

Neben Knotenschnur und Kerbholz haben die alten Chinesen auch andere Merkzeichen und Symbole zur Versinnbildlichung von Begriffen benutzt, und gerade die älteste, vor der eigentlichen Bilderschrift liegende Zeit muß reich an solchen Verständigungsmitteln gewesen sein. So trug man in der Urzeit an seinem Ledergürtel ein Gehänge, an dem außer Staubtuch, Messer und Wetzstein, dem hölzernen Feuerbohrer und dem Daumenring zum Spannen des Bogens je ein größerer Knochen- und ein kleinerer Hornpfriem zum Knotenlösen befestigt waren. Während der Knochenpfriemen stets ein wirklicher Gebrauchsgegenstand geblieben ist, galt der Hornpfriem schon ganz früh als das Symbol der Fähigkeit seines Trägers zum Lösen auch der verwickeltsten Streitfragen. Im gleichen Sinn trug der Bauer am Gürtel das Modell seines Pflugs, der Zimmermann das seiner Axt, der Herrscher das seines Szepters.

Kerbstöcke und Knotenschnüre als Zählkarten sind in Asien noch heute weit verbreitet. Von den nordsibirischen Völkerschaften der Wogulen, Ostjaken, Tungusen und Jakuten erzählen manche Reisende, wie diese Leute über Vorspanndienste, die sie dem fremden Manne geleistet hatten, mit Hilfe der einen oder der anderen Rechnung führen, wie sie sich damit die Höhe ihrer Schulden merken und auch bestimmte Begebenheiten im Gedächtnis behalten. Des geteilten Kerbstocks als eines gegenseitigen Kontrollmittels über geschlossene Verträge bedienen sich die Samojeden, die Veda in Südindien, die Katschin im nördlichen Birma und sicher noch manches andere Volk. Selbst die mit den Zahlensystemen Vorderindiens seit langem bekannten Javanesen rechnen nach wie vor mit Kerben in Bambusstöcken und Knoten in Bindfaden.

Von ähnlich weiter Verbreitung sind die Ortszeichen, seien sie Abwehrmittel mit magischem Hintergrund oder bloß profane Wegweiser und Gegenstandsschrift. Unseren Pfandwischen gleich erheben sich in den Pflanzungen und Feldern der Bewohner des malaiischen Archipels weithin sichtbare Warnungszeichen, die jeden unbefugten Betreter mit der Strafe bedrohen, die durch das Matakau, wie diese Dinger heißen, angedeutet wird. Ein rundlicher Flaschenkürbis wird ihm Anschwellen des Leibes, ein Stäbchen mit schuppenartigem Kerbschnitt Ichthyosis, ein Stab mit propellerartig angesetzten Palmblattfiedern Darmverschlingung eintragen. Es handelt sich, wie man sieht, in allen Fällen um sog. Analogiezauber, d. h. um die Erzielung einer realen Fernwirkung, die man lediglich durch Symbole angedeutet hat.

Von den aus der Literatur bekannten profanen Ortszeichen sei vor allem auf das Benachrichtigungssystem der Tungusen hingewiesen. Findet ein Pelzjäger dieses Volkes im Wald an einem Baum einen Pfeil mit der Spitze nach unten gekehrt, so ersieht er, daß sein Jagdgenoß in der Nähe Selbstschüsse stellt. Ist der Pfeil schräg nach oben gerichtet, so heißt das: Ich bin weit weggezogen. Ein über die Spur gelegter Zweig bedeutet: Folge mir nicht. Ein Klotz in die Türstelle eines alten Zeltplatzes geschlagen, rät dem später Kommenden ab, auf demselben Fleck zu lagern.

Auch von der höheren Stufe des symbolischen Briefes, der bereits aus mehreren Gegenständen zusammengestellten Botschaft, und der in gleicher Weise hergerichteten Gedächtnisstütze weiß die Völkerkunde Asiens mancherlei zu erzählen. Unter Hinweis auf das bei Richard Andree*) zusammengetragene überreiche Material können wir uns hier mit einigen wenigen Belegen begnügen.

Durch sinnbildliche Geschenke, die über gewisse Empfindungen Auskunft geben sollen, korrespondieren die Sumatraner. Kleine Stückchen Salz, Cayenne-Pfeffer, Betel u. dgl. bedeuten unter den Kundigen Liebe, Eifersucht, Empfindlichkeit, Haß; es liegt hier also etwas unserer Blumensprache Aehnliches vor. Auch zwischen den des Lesens und Schreibens unkundigen Lutsu in Osttibet und den Chinesen besteht ein ganz ähnlicher Zeichen- oder Signalkodex. Als Kriegserklärung übersandten die Lutsu einst folgende „Muke": auf einem Holz waren Kerben eingeschnitten; daran befestigt aber war eine Feder, ein angebranntes Stück Holz und ein Fisch. Die Kerben bedeuteten Hunderte oder Tausende von Soldaten, mit denen sie angreifen würden; die Feder die Schnelligkeit des Vogels, mit der dieser Angriff erfolgen solle; das Holz, daß sie auf ihrem Weg alles verwüsten; der Fisch, daß sie alle Gegner ertränken würden.

Höchst fesselnde Gegenstandsschriften sind auch die Brandbriefe der Batak auf Sumatra. Dieses Volk vereinigt in seinem Kulturbesitz die seltsamsten Gegenstände; es besitzt eine hochstehende Architektur, sowie einen Feldbau mit höchst rationell durchgebildeten Maschinen und frönt daneben dem schaurigsten Kannibalismus und der Lust am grausamsten Hahnenkampf; es hat sich eine wenn auch auf indischer Grundlage beruhende eigene Silben- und Lautschrift geschaffen, die jeder Batak beherrscht, und daneben besteht der Rückschlag auf die urtümlichsten Symbole.

Abb. 21 stellt einen solchen Brandbrief dar. Der Batak bedient sich seiner, wenn er sich vom Europäer oder einem Stammesgenossen benachteiligt fühlt und sein Recht nicht erlangen kann. Er heftet ihn an das Haus des andern und vollzieht unter vollster Billigung

*) R. Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche. I. Merkzeichen und Knotenschrift. Auch A. Byhan, Die Polarvölker, Leipzig 1909, zählt eine ganze Reihe solcher Merkzeichen auf.

seiner Landsleute die im Brief symbolisch angedrohte Brandstiftung oder den auf gleichem Weg angedeuteten Mord. Die auf den Bambuszylindern angebrachten Zeilen stellen die in Silben- und Lautschrift geschriebene Beschwerde des Mannes dar. Das umwickelte Bündel ist Zunder aus Kokosfaser, wie er bei Brandstiftungen benutzt wird; der beiderseitig geschweifte Gegenstand ein Schlagfeuerzeug; die übrigen Gegenstände sind Modelle von Schwertern, Messern, Gewehren, Blasrohrpfeilen und dergleichen mehr.

Abb. 21. Brandbrief der Batak, Sumatra.

Die höchste Stufe auf dem Gebiet der Merkzeichen, nämlich schon flächenhaft gezeichnete Symbole, müssen wir wieder im Norden des Erdteils suchen. Bereits bei den Tungusen läßt sich ein solches feststellen, indem dort der Verlierer eines Pferdes seine Stammesgenossen in der Weise zum Mitsuchen auffordert, daß er einen Pferdekopf auf die abgeschabte Rinde eines Baumes zeichnet. Bei den Samojeden, besonders aber bei den Lappen, die wir nach ihrer Herkunft nach Asien rechnen müssen, nach der Eigenart ihrer Kultur es in diesem Fall wohl dürfen, sind es die Schamanentrommeln, deren mystischen Zeichen der Charakter einer bereits graphischen Deutungsschrift in bester Weise anhaftet.

Die Zeichen stellen teils Gestalten aus der lappischen Mythologie dar, die übrigens völlig von heidnisch-germanischen und später auch christlichen Einflüssen durchsetzt war, teils Figuren und Geschehnisse aus dem täglichen Leben des Volkes. Manchen der schließlich als profan betrachteten Figuren lagen ursprünglich Götter- und Dämonengestalten zugrunde; die Zeit hat den Mythus aber auch hier im Norden verflacht.

An echten Bilderschriften ist Asien, sobald man von den höchsten Kulturträgern im Westen und Osten absieht, merkwürdig arm. Beträchtliches Aufsehen erregten gegen den Schluß des vorigen Jahrhunderts die hierher gehörigen Entdeckungen von Hrolf Vaughan Stevens bei gewissen sehr niedrigstehenden Völkern auf der Halbinsel Malakka, die auf ihren Kämmen, Blasrohren, Köchern und Bambusröhren eine ausgesprochene Bilderschrift entwickelt hätten.

Es handelte sich um in der Tat bereits recht buchstabenähnliche Linearzeichen, die zu einem Teil mythologische Vorstellungen festhalten, zum andern den Eigentümer des Geräts vor allerlei Unheil schützen sollten. Nach den späteren Forschungen von Rudolf Martin und W. W. Skeat bestehen die Angaben von Stevens indessen nicht zu Recht, indem die Figuren in Wirklichkeit nur harmlose Ornamente ohne jeden Schriftcharakter darstellen. Nur einem Teil von ihnen wird eine magische Kraft zugeschrieben, sei es im Sinn von Abwehrzauber gegen Krankheiten, oder in dem des Sympathiezaubers für günstige Jagd.

Ein geschlossenes Gebiet mehr oder minder fortgeschrittener Bilderschriften findet sich lediglich im nordöstlichen Sibirien. Auf Grund der geographischen Lage und des Charakters dieser Ideographien ist Danzel geneigt, sie mit den gleichartigen Erscheinungen im Osten der Beringstraße in Beziehung zu bringen und eine ungeheure Schriftprovinz zu konstruieren, die sich dann von Nordasien über ganz Nordamerika bis Grönland hinüber erstreckte. Den Ursprungsherd sieht Danzel wegen des lückenlosen Auftretens der Bilderschrift in Nordamerika, von wo sie nach Westen und Osten ausgestrahlt sei. Die gerade in den letzten Jahrzehnten nachgewiesenen engen anthropologischen und ethnographischen Beziehungen zwischen Nordamerika und Nordostasien sprechen dieser Annahme einen nicht geringen Grad von Wahrscheinlichkeit zu.

Aus der Zahl der bekannten Vorkommnisse sei als Beleg nur eine Bilderschrift der Jukagiren herausgegriffen. Dieses an Kopfzahl bereits recht schwache Volk bewohnt die unwirtlichen Gefilde zwischen der Jana und dem Anadyr, wo es nach der Erschöpfung der Fischgründe in den Flüssen seine Wohnsitze gruppenweise wechselt. Die Hauptarbeit liegt wie bei allen Arktikern den Frauen und Mädchen ob, die auf diese Weise ein hartes Leben führen. Nur bei den selten veranstalteten Tanzvereinigungen finden gerade die jungen Mädchen Zeit, ihren Gefühlen für bestimmte junge Männer in Gestalt von Briefen Ausdruck zu verleihen. Dieses mündlich zu tun, ist ihnen untersagt, da nur dem jungen Mann das Recht zusteht, von der Liebe zu reden. Freude über eine glückliche und Kummer über eine unglückliche Zuneigung — beides wissen die Jukagirinnen in diesen Dokumenten allgemeinverständlich niederzuschreiben.

Abb. 22 stellt einen solchen Liebesbrief dar. Schreibmaterial ist ein Stück Birkenrinde; als Griffel dient das von allen Jukagiren sehr geschickt geführte Messer. Selbst die längsten geraden Striche werden ohne jedes Hilfsmittel aus freier Hand gezogen. Die Bedeutung des dem Zusammenhang nach an einen verheirateten Russen gerichteten Briefes ist: „Du gehst fort, liebst eine Russin, die Dir den Weg zu mir versperrt; es werden Kinder kommen, und Du wirst Freude an ihnen haben. Ich aber werde ewig trauern und

nur an Dich denken, wenn es auch einen andern Mann gibt, der mich liebt."

Der Rahmen A B ist ein Haus; die regenschirmartige Figur C ist das trauernde Mädchen. Die sich kreuzenden Linien bedeuten Kummer. Die punktierte Linie am Oberteil ist das Attribut der Frauen, der Zopf. Der nicht ganz nach unten ausgezogene Rahmen links von ihr bedeutet, daß die Bewohner F G in der Ferne weilen. F ist die Russin, gekennzeichnet wiederum durch einen Zopf und den breit abgesetzten Rock H. Ihre Neigung zu ihrem Gatten wird durch die zwischen beiden befindlichen gekreuzten Linien ausgedrückt. Außerdem geht von der Figur der Russin eine Linie J aus, die die Linien K und L durchschneidet. Diese Linien K und L symbolisieren die unerwiderte Neigung der Jukagirin zu dem verheirateten Russen. Diese Neigung wird durch die Linie J zerschnitten. Daß die Gedanken des trauernden Mädchens aber trotzdem bei dem Geliebten weilen, wird ausgedrückt durch das Liniengewirr M, das diese Gedanken darstellt. O ist ein Jukagire, dessen Gedanken N dem Mädchen nachhängen. P und Q sind zwei Kinder des Paares F u. G.

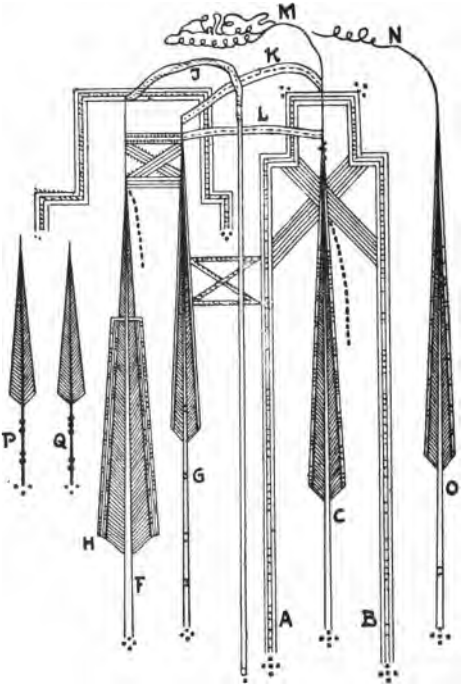


Abb. 22. Liebesbrief der Jukagirinnen.

Im malaiischen Archipel besitzen von den eingeborenen Völkerschaften mehrere bereits vollkommen phonetische Schriftsysteme, die zumeist wohl von Indien her entlehnt oder unter indischem Einfluß entstanden sind. Dahin gehören außer der uns aus dem Brandbrief bekannten Batakschrift diejenigen der Javanen im engeren Sinn, der Lampong, Redjang, Makassaren und Bugineſen. Ursprünglichere Formen von Aufzeichnungen sind in diesem Gebiet bisher nur recht wenig gefunden worden. Einige wenige Beispiele von Bilderschriften kennt man nur aus der Minahassa, der nordöstlichsten Landschaft von Celebes, von denen die eine auf eine Art Rinden-

stoffpapier gemalt, die andere in Kerbschnitt auf ein Ebenholzbrettchen geschnitzt und mit Kalk ausgestrichen ist.

Damit ist die Durchsicht Asiens auf seinen Bestand an Vorstufen der Schrift hin im wesentlichen beendet. Weitere Vorkommnisse schlummern zweifellos unentdeckt im Schoße der ungeheuren Literatur, doch würden sie das Gesamtbild vermutlich kaum verändern. Dies zeigt uns eine überaus große Mannigfaltigkeit an Merkzeichen, aber auffallend wenig Bilderschrift. Knotenschnur und Kerbstock, Berufs-, Stellungs- und sogar Intelligenzsymbole, Ortszeichen und Gegenstandsschriften — sie alle sind mehr- bis vielfach vertreten; von den Anfängen der eigentlichen Schreibschrift hingegen war nicht viel zu vermelden. Fügt man zu den wenigen Beispielen noch die Rindenzeichnungen der nordduralischen Wogulen vom Elch und anderem Jagdgetier, die, den Elchzeichnungen der neolithischen Skandinavier gleich, offenbar aus der Erregung über eine glückliche Jagd heraus entstanden sind, sowie in Holz geritzte Tier- und Menschenzeichnungen der Golden am unteren Amur, die von ihren Autoren als Schutzmittel gegen Krankheiten betrachtet werden, so verdoppelt sich damit zwar die Zahl, nicht aber das Gewicht der Belege.

B. Ozeanien und Australien.

Wie die weite Inselflur der Südsee anthropologisch die Fortsetzung Asiens bildet, so auch ethnographisch in Beziehung auf die Schrift; aus einer verhältnismäßig dichten Grundmasse von Merkzeichen der verschiedensten Art ragen auch hier nur zwei oder, streng genommen, nur eine Bilderschrift als höhere Vorstufe der Schreibschrift hervor.

Eine innerhalb der heutigen Menschheit verhältnismäßig seltene Signalschrift sind die Rauchsignale, mit denen sich die Australier gegenseitig die Richtung ihrer Marschrichtung mitteilen. Sie sind ein Mittelglied zwischen Sprache und Schrift und stehen zugleich auch der Gebärdensprache nahe, indem sie zwar, der Schrift gleich, auf eine Fläche, in diesem Fall den Horizont projiziert werden, aber, der Gebärde gleich, nur einen Augenblick dauern. Als eine Art Vorläufer des Heliographen sind sie schon von den Galliern im Kriege gegen Cäsar benutzt worden.

Marken profaner Art sind die Eigentumszeichen, wie sie von den Samoanern an den Schweinen und den diesen gleichgeachteten Kriegsgefangenen angebracht werden; wie sie im Grunde genommen aber auch in jeder ornamentalen Verzierung eines Gebrauchsgegenstandes zu sehen sind. Besonders im Kulturbesitz der Melanesier ist ja jedes, auch das unbedeutendste Stück, reich mit Mal- und Schnitzmustern verziert — für jeden Stammesgenossen das beste und zu-

gleich auch geschmackvollste Mittel, das Seine aus der Menge herauszukennen.

Eine in der Richtung auf die Schreibschrift hin bereits differenziertere Art von Marken sind die Warenzeichen der wenigen Industriezentren Melanesiens, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf. Neben der kleinen Insel Bilibili in der Astrolabebai an der Nordküste von Deutsch-Neuguinea vertreiben auch die Bewohner des Port Moresby-Archipels an der Südküste von Britisch-Neuguinea ihre Töpferwaren weithin. Die auf den Rändern dieser keramischen Erzeugnisse angebrachten Muster rufen bei uns zwar nur den Eindruck von Ornamenten wach, den eingeborenen Kunden jener Händler gelten sie jedoch nicht mehr und nicht weniger als unseren Porzellansammlern die Marken von Meißen und Sèvres.

Den Kerbstock finden wir nur bei den Maori von Neuseeland verbürgt; er spielt dort die Rolle der Ahnengalerie, indem jede Kerbe den Namen eines Vorfahren bedeutet. Ein größerer Zwischenraum besagt das Aufhören der männlichen Linie. Aufgabe der Alten war es, die Jungen an der Hand dieser Listen die Genealogie zu lehren.

Ein andersgearteter Kerbstock ist der australische Botenstab. Von allen Besitztümern dieser Rasse ist er neben dem Bumerang das seiner inneren Bedeutung nach umstrittenste gewesen. Den einen galt er als der unbestreitbare Beleg einer bereits allgemein lesbaren Schrift und demnach als ein Widersinn in der noch beinahe tierischen Wirtschaft jener Elenden; die anderen sahen in ihm eine belang- und bedeutungslose Begleiterscheinung des australischen Verkehrslebens. Erst die jüngste Vergangenheit hat den wahren Wert der Dinge erkannt.

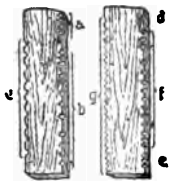
Botenstäbe heißen die mit Schnittmarken versehenen spannenlangen Rundstäbe oder rechtwinkligen Holzbrettchen, weil sie im Verkehr zwischen entfernt wohnenden Personen oder Stämmen dem Ueberbringer einer Botschaft, der für sein Amt auch sonst durch bestimmte Abzeichen kenntlich gemacht worden war, mit auf den Weg gegeben wurden. Die Kerbengruppen auf dem Stab wurden von dem Absender angebracht und nehmen Bezug auf die zu übersendende Nachricht. Aber sie sind keineswegs, wie manche Ethnographen lange geglaubt haben, konventionelle, auch dem Empfänger oder dritten Personen ohne weiteres deutbare Satz- oder gar Wortzeichen, sondern lediglich Gedächtnishilfen für den Boten. Als solche bezeichnen sie zunächst nur bestimmte Personen, sonstige Lebewesen, Gegenstände und ihre Zahl und auch Oertlichkeiten, die in der betreffenden Mitteilung vorkommen. Die in der Regel völlige Gleichheit der Kerben (Abb. 23, Fig. 1) tut dabei nichts zur Sache, wissen wir doch, daß die gleichen Zeichen bei den Primitiven durchaus verschiedene Gegenstände, ja sogar verschiedene Vorgänge bedeuten können. Die Kerben sind somit im Grunde genommen weiter nichts

1. Stamm der Tongaranka (westl. Neu-Südwales).

Inhalt der Botschaft: Ein Mann A, seine zwei Brüder und zwei andere alte Männer haben ihr Lager an einer Wasserstelle aufgeschlagen. Sie lassen einem Manne B sagen, er möge seinen Sohn zur Jünglingsweihe zu ihnen schicken. Zwei andere Knaben seien bereits zur Stelle.

Erklärung:

Kerbe a der Empfänger der Botschaft, B. b—d Sohn von B und die zwei Knaben, die initiiert werden sollen. e—g der Absender A und seine zwei Brüder. h—i die beiden anderen alten Männer.



2. Stamm der Narang-ga (Ostküste des Spencer-Golfs, Südaustralien.)

Inhalt der Botschaft: Einladung zu einem Korroborri.

Erklärung:

Kerbe a vier alte Männer, die zur Teilnahme am Tanz eingeladen werden. b die Frauen, die außer den vier alten Männern eingeladen sind. c die übrigen Männer, die noch eingeladen sind. d der Absender der Botschaft. e die drei Sänger, die den Tanz mit ihren Liedern begleiten werden. f die Frauen des einladenden Stammes. g die Männer des einladenden Stammes.

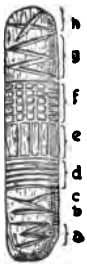
3. Stamm der Mundainbura (Durham Downs, Queensland).

Inhalt der Botschaft: Einladung an die verschiedenen Unterklassen des Stammes zu einem gemeinsamen Korroborri.

Erklärung:

Kerben rechts: Männer der Unterklasse der Kurgilla. Kerben links: Männer der Unterklasse der Kuburu. Punkte rechts: Männer der Unterklasse Kunbe. Punkte links: Männer der Unterklasse Wungu.

Anmerkung: Dieser Botenstab verdient wegen des folgenden Sachverhalts besondere Beachtung. Er wurde bei Gelegenheit dem Stamme der Dalebura (Cammermore-Station, Queensland) vorgelegt, der die gleichen Unterklassen hat, wie der Stamm der Mundainbura. Die befragten Männer vermochten anzugeben, daß die Kerben rechts die Unterklasse der Kurgilla, die links die Unterklasse der Kuburu bezeichnen sollen. Die Punkte freilich hielten sie für eine Aufforderung zu einer Zusammenkunft.



4. Stamm der Boinji (Boulia-Distrikt, Queensland).

Inhalt der Botschaft: Aufforderung eines Mannes an andere, sich an dem Versammlungsplatz einzufinden.

Erklärung der Zeichen:

Sie sollen verschiedene Orte darstellen, die wohl auf dem Wege nach dem Versammlungsplatz zu passieren sind. Fig. a Sandhügel. b versandeter Bach. c Sandhügel. (Diese drei Orte bezeichnen das Gebiet, wo die Boinji ihr Hauptlager haben). d das Gebiet bei Marion Downs. e Ebenen und offenes Flachland. f Ort bei Boulia. g Hamilton River. h der verabredete Versammlungsplatz.

Abb. 23. Australische Botenstäbe.

als die Symbole für die einzelnen Stichworte der Botschaft, die sich auf diese einfache aber sinnreiche Weise immerhin besser behalten läßt als ohne jede Gedächtnishilfe.

Auf einer etwas höheren Stufe steht der Botenstab, wenn seine Kerben nicht nur der Inhaltsfolge der Nachricht analog gruppiert sind, sondern wenn die Kerbengruppen für dieselben Begriffe auch stets an den entsprechenden Stabstellen wiederkehren. Das ist z. B. bei dem in Abb. 23, Fig. 2 wiedergegebenen Exemplar der Fall, wo die Kategorien der Männer und der Frauen, der Wirte und der Gäste nach ganz bestimmten Regeln untergebracht sind, und es tritt noch deutlicher bei dem Mundainbura-Stab (Fig. 3) zutage, auf dem die Dalebura ohne Schwierigkeit wenigstens zwei von den vier bezeichneten Unterklassen zu „lesen" vermochten.

Eine Annäherung an wirkliche Schriftzeichen, wenn auch nur der Form, nicht dem Inhalt nach, wird erreicht, wenn man für die verschiedenen Begriffe der Nachricht Zeichen wählt, wie sie bei dem Boinji-Stabe (Fig. 4) auftreten. Sie sind vollkommen willkürlich und unkonventionell und zweifellos nur ebenso Gedächtnisstütze wie die einfachen Kerben; gleichwohl würden sie bei einem Volke, das den Weg zu wirklichen Schriftzeichen gefunden hätte, ohne beträchtliche Aenderungen als solche gedient haben können.

Eine andere Entwicklungsmöglichkeit der Botenstäbe war in der Richtung gegeben, daß sie neben der Funktion als Gedächtnisstütze auch noch die andere der Beglaubigung des Boten übernahmen; ja schließlich konnte der erste Zweck völlig zugunsten des zweiten verloren gehen, so daß der Stab nunmehr bloß noch als Legitimation, gleichsam als Besuchskarte des Absenders galt. Bei den Stämmen von Queensland haben die alten Botenstäbe tatsächlich diese Bedeutung angenommen.

An Felszeichnungen noch rein spielmäßigen Ursprungs oder auch schon zu mitteilenden Zwecken ist die ozeanische Inselwelt ganz arm. Um so reicher an Petroglyphen ist dagegen das australische Festland. Sie sind in allen Teilen des Commonwealth nachgewiesen worden, doch ist Neu-Südwales wohl am dichtesten ausgestattet. Die Bilder finden sich, ganz wie im alten Südwesteuropa und im heutigen Südafrika, in Höhlen und an offenen Felswänden; sie sind, ebenfalls ganz wieder wie dort, entweder Umrißzeichnungen ohne Flächenkolorit, oder richtiger Fresken, oder auch aufgedruckt oder ausgespart. Die letzte Technik hat sich vorwaltend die menschliche Hand, daneben auch Bumerangs, Keulen, seltener Fische u. dgl. als Vorwurf gewählt. Man drückt die flache Hand mit zumeist gespreizten Fingern an die angefeuchtete Wand und bläst mit dem Munde farbigen Staub darüber, so daß ein naturgetreuer Umriß entsteht. Es spricht für die geistige Uebereinstimmung der Menschheit und ihren Konservativismus, daß die nordspanischen Höhlen der älteren Steinzeit dieselben Handumrisse in langen Reihen und dichter Scharung

enthalten, die ohne allen Zweifel mit dem gleichen Verfahren erzielt worden sind. Das Druckbild erzielt man durch Anpressen des leicht in Farbe getauchten Gegenstands an die Felswand; die Ritzbilder und Fresken durch Hantieren mit dem Steinmeisel und vermutlich dem als Wischer dienenden Finger.

Der Parallelismus mit dem alten Europa erstreckt sich auch auf Form und Inhalt dieser Werke: derselbe Dualismus mit dem ausgeprägten Naturalismus auf der einen, der einfachsten Linienführung auf der anderen Seite. An Schärfe der Auffassung und Feinheit der Durchführung kommt im übrigen der Australier weder dem Buschmann noch dem Paläolithiker gleich; eine gewisse Roheit der Zeichnung wird selbst bei den besten Erzeugnissen nicht überwunden.

Alle diese Proben einer trotzdem nicht geringen Kunst, die neben Einzelobjekten auch gern Vorgänge abbildet, finden sich an allgemein, auch den Frauen zugänglichen Oertlichkeiten, ganz im Gegensatz zu den meisten linearen Bildern, die besonders in Zentralaustralien nur an Plätzen angebracht werden, wo heilige Zeremonien stattfinden, die nur eingeweihte Männer sehen dürfen.

Zentralaustralien nimmt, wie in so mancher anderen ethnographischen Beziehung, so auch hinsichtlich der Vorstufen der Schrift eine Sonderstellung im Erdteil ein. Wie an seinem besonders nach der religiösen und gesellschaftlichen Seite im höchsten Grade differenzierten Kulturbesitz schlechthin die altüberkommene Ansicht von dem auf der Kulturleiter zu allerunterst stehenden Australier zuschanden geworden ist, so hat auch der graphische Niederschlag dieser Ideen im besonderen bei uns große Ueberraschung hervorgerufen. Die Kunst, sofern man diese fast immer bis aufs äußerste abgeschliffenen Figuren und Szenen noch so nennen darf, steht nämlich hier vorwaltend im Bann religiöser und soziologischer Vorstellungen; vor allem ist sie ein sinnfälliger Ausfluß der alles beherrschenden totemistischen Anschauungen jener Völkerschaften.

Man malt an Felsen, auf den Erdboden und die sog. Tschuringa. Das sind aus Holz oder Stein gefertigte, häufig ovale, doch auch in vielerlei anderer Gestalt auftretende Gegenstände, die für die Eingeborenen je ein zweites Ich darstellen und sie zugleich in mystischer Weise mit den Vorfahren verbinden. Demzufolge sind diese „Seelensteine" den Eingeborenen außerordentlich heilig; sie werden an geweihten Plätzen aufbewahrt und dienen als mächtigster Zauber in allerlei Bedrängnis. Auf ihrer Oberfläche bringt man mit Oppossumzähnen Zeichnungen an, die auf die totemistisch gedachte Abstammung der Eigentümer Bezug nehmen.

Alle diese Zeichnungen, auch die auf Felsen und Sand, weisen als Hauptcharakterzug den bereits erwähnten äußerst starken Abschliff auf; man glaubt, rein geometrische Figuren oder Ornamente vor sich zu haben, ja man kann sogar an bereits konventionalisierte

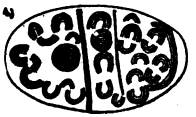
Symbole, also eine Art Schriftzeichen denken. Keins von beiden trifft indes den Kern der Sache; im äußersten Fall könnte man von einer Vorstellungsschrift reden, deren Deutungsmöglichkeit dann allerdings alles übertrifft, was dieserart auf Erden existiert.

Sechs Opossums (die konzentrischen Halbkreise), die auf einem Baum (der konzentrische Kreis) herumklettern.

Frauen (die konzentrischen Halbkreise), die mit Ziernarben auf der Brust versehen sind (die parallelen senkrechten Striche), sitzen an Lagerfeuern (die konzentrischen Kreise). Bei dem einen Lagerfeuerplatz sind durch parallele Striche vier Wege angedeutet, die auf ihn hinführen.

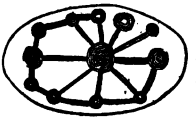
Fünf Frauen (die konzentrischen Halbkreise) sammeln Früchte und Wurzeln (die konzentrischen Kreise und die Verbindungslinien zwischen ihnen) der Jalka-Zwiebel ein.

Vorderseite

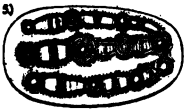


Eine große Zahl von Frauen (die konzentrischen Halbkreise) sitzen bunt durch einander um zwei Lagerfeuer (die konzentrischen Kreise). Sie haben zwei Tnama-Wurfstöcke neben sich (die beiden Systeme gerader paralleler Linien).

Rückseite.



Eine Frau (der konzentrische Kreis in der Mitte) und ihre große Verwandtschaft (die kleineren konzentrischen Kreise am Rande).



Drei Jagdabteilungen, von denen zwei aus vier, eine aus drei Männern des Wildkatzentotems bestehen (die konzentrischen Kreise), kehren von einer glücklichen Jagd heim (die Punkte bezeichnen den Weg). An ihren Speeren (die parallelen Verbindungslinien zwischen den einzelnen Systemen von konzentrischen Kreisen) tragen sie über der Schulter die Beute (die parallelen Verbindungslinien zwischen den eben genannten Linien).

Dieses Stück enthält die Darstellung eines Regens. Der letzte äußerste Halbkreis links und rechts stellt je einen Regenbogen dar. Die beiden übrigen großen Halbkreise sollen Wolken sein, von denen kräftiger Regen herabfällt. Das Wasser sammelt sich in Tümpeln (die beiden Systeme von konzentrischen Kreisen und die sie verbindenden parallelen Linien). Zwei Männer des Regentotems wohnen dem Geschehnis bei (die beiden Systeme von konzentrischen Halbkreisen in der Mitte)

Abb. 24. Australische Tschuringa.

Die Figuren — konzentrische Kreise, Halbkreise, Spiralen, Bogen, Schlangenlinien usw. — können nämlich alles vorstellen, was überhaupt im Ideenkreise des Zeichners liegt; sie sind das einemal Mensch, das andermal Tier; dann ein Körperteil oder ein Gegenstand oder gar ein geographischer Begriff. Die hier in Abb. 24 wiedergegebenen Beispiele sagen in dieser Beziehung genug.

Es handelt sich also tatsächlich um eine Art Bilderschrift, aber um eine nur sehr schwer lesbare. So ähnlich möchte es dem Chinesischen ergehen, wollte man seine ungezählten gleichlautenden Begriffe in Lautschrift schreiben. Auch dem australischen Nachwuchs fällt die Kunst der Deutung demgemäß nicht von selbst zu; im Gegenteil, in den Ertnatalunga, den Aufbewahrungshütten für heilige Gegenstände, treten von Zeit zu Zeit die weisen Männer des Stammes zusammen, um die männliche Jugend über die Bedeutung der einzelnen Zeichen zu unterrichten. Also ein wirklicher Leseunterricht schon auf der untersten Sprosse der Kultur.

Die absolute Verneinung auch der geringfügigsten Aehnlichkeitsbestrebungen erscheint uns Europäern unfaßbar. Beim Australier lernen wir sie verstehen, wenn wir uns mit ihm vorstellen, daß alles darauf ankommt, dem Ort oder dem Gegenstand, den man mit der Zeichnung versieht, auf diese Weise den Stempel ganz besonderer Heiligkeit aufzudrücken, oder umgekehrt auch das Bild durch die Oertlichkeit, an der es angebracht ist, zu heiligen. Die Art der Darstellung ist diesem einen und einzigen Gedanken gegenüber gegenstandslos; es genügt, wenn das Bild an sich da ist.

Ein letzter Rest oder der schüchterne Anfang — das ist schwer zu entscheiden — eines bescheidenen Naturalismus findet sich in den Bodenzeichnungen, wie sie von den Zentralaustraliern vor und bei religiösen Zeremonien in gewaltigen Abmessungen auf zuvor sorgsam geglätteten Stellen des Festplatzes angelegt werden. Es handelt sich dabei stets um Darstellungen aus der Mythologie, deren lebendiges Weiterleben nur in dieser Form einer Bilderschrift verbürgt werden kann. In der in unserem Titelbild wiedergegebenen Bodenzeichnung handelt es sich um einen Teil einer Kulthandlung, die mehrere Wochen andauert und zu Ehren einer mythologischen Schlange mit Namen Wollunqua abgehalten wird. Obgleich die Schlange nur ein Gebild der Sage ist, gilt sie doch als Totemtier, d. h. als Urahne einer bestimmten Menschengruppe, und erhält als solches zu bestimmten Zeiten unter langen Zeremonien ihre Verehrung. Dieser liegt nicht, wie bei anderen Totemkulten, der Gedanke zugrunde, eine dem Menschen vorteilhafte Vermehrung der Totemtiere zu erreichen, sondern sie bezweckt eine Besänftigung der unheimlich und von Riesenmaß gedachten Wollunqua.

In den Zeremonien zu Ehren der Wollunqua kommen zum guten Teil die großen Wanderungen, die die Schlange der Sage nach in der Urzeit vorgenommen hat, in irgendeiner Weise zur Darstellung.

Die Zeichnung wird auf den mit Ocker gefärbten Untergrund mit Holzkohle und Kaolin aufgetragen. Vor der Zeichnung wird die Kulthandlung vorgenommen, zu der die anwesenden Männer mit dicken Lagen von Flaumfedern und eigenartigen Emblemen als Abzeichen geschmückt sind.

Die wiedergegebene Bodenzeichnung hat den Schluß der Wandersage der Wollunqua zum Gegenstand. Diese ist auf ihrer langen Wanderung an einem Ort namens Ununtumurra (das große System konzentrischer Kreise) angekommen. Auf dem letzten Teil ihrer Wanderung hatte sie einen Begleiter in einem Mann namens Mumumanungara erhalten (die schwarzen Fußtapfen). Dieser Mann, der einst aus dem Leibe der Wollunqua hervorgegangen ist, hat mit ihr gemeinsam in ihrer alten Heimat gehaust. Als sie von ihrer Wanderung nicht zurückkehrte, machte er sich auf, sie zu suchen. Er hat sie nunmehr eingeholt und in der Befürchtung, sie würde überhaupt nicht mehr in ihre alte Heimat zurückkehren, stellt er sich (die beiden nebeneinander befindlichen Fußtapfen) zur Seite ihres Kopfes (das verdickte Ende der Schlangenlinie), erhebt die Arme (die beiden von dem Kreissystem nach hinten laufenden Halbkreise) und versetzt ihr mit einem Stock kräftige Schläge. Die Wollunqua, jetzt bezähmt, umschlingt den Mann, bäumt sich hoch auf (dargestellt durch die Bogen zwischen dem Kopf der Schlange und dem Kreissystem) und taucht in das Erdinnere hinein, wo sie mit dem Mann den Rückweg in ihre Heimat antritt. Die vier kleineren Systeme von konzentrischen Kreisen sollen vier Papiermaulbeerbäume darstellen, auf denen die Wollunqua Kinderkeime oder -seelen zurückgelassen hat, die in gelegentlich vorübergehende Frauen eingehen.

Von den beiden ozeanischen Bilderschriften gehört die eine, fragliche, den Palau-Inseln im äußersten Westen, die andere der Osterinsel im äußersten Osten an. Im Gegensatz zu dieser können die Bildmalereien von Palau im Grunde genommen noch nicht den Anspruch einer Schrift erheben; sie sind weder Satz- noch Wortsymbole, sondern gemalte Schilderungen von Erzählungen und Sagen in szenischer Anordnung und von Einzeldingen ohne sinnvollen Zusammenhang, die jeder nach seiner persönlichen Ausdrucksweise kommentieren kann. Immerhin ist die bildliche Wiedergabe von Sagen an den Männerhäusern Palaus ein so allgemeiner Brauch, daß er zu einem wichtigen Mittel der Tradition geworden ist, durch das ein großer Teil des Sagenschatzes der Nachwelt in konkreter Form übermittelt wird.

Der Palau-Insulaner selbst hat bei der Anfertigung seiner Bilderschriften allerdings wohl weniger die Tradition als den Schmuck des Männerhauses im Auge. Diese Art Häuser dienten ehemals den unverheirateten Männern eines Dorfes, die in einem Klub vereinigt waren, als gemeinsamer Aufenthalts- und Wohnort. Daher

denn auch die technische Vollkommenheit und die künstlerische Ausstattung. Die Wohnhäuser der Einzelfamilien sind nach beiden Richtungen bedeutend einfacher gehalten.

Abb. 25. Männerhaus von den Palau-Inseln.

Abb. 25 gibt die hintere Giebelansicht des vom Leipziger Völkermuseum auf der Bugra ausgestellten Männerhauses wieder. Die das Gesamtfeld unten abschließende Planke zeigt eine Reihe von

Menschenköpfen. Es sind das im Kampf erbeutete Kopftrophäen der Bewohner des Hauses. Auf den sechs Einzelfeldern sind vier Sagen niedergelegt. Oben links wird eine junge Frau, die zum ersten Male Mutter geworden ist, von einer hohen Schaubühne aus von ihren Eltern dem bewundernden Volke gezeigt. Die drei kleinen Bilder oben rechts stellen die Sage der Entstehung des Palaugeldes dar, jener buntfarbigen gebrannten Erden, Glasflüsse und Perlen, deren tatsächliche Herkunft auch heute noch unerklärt ist. Die beiden Mittelfelder behandeln die Rache eines betrogenen Ehemannes an dem Vernichter seines Glückes. Dem auf dem Meere Fischenden (ganz links) macht ein auf dem Rücken schwimmender Fisch die verhängnisvolle Mitteilung. Mit hochgeschwungenem Speer eilt der Rasende heim, dem vom bösen Gewissen gepeinigten Verführer nach. Rechts hat er ihn an dem Uebergang über einen Kanal und vor dem Männerhaus von Ngkeklau eingeholt und speert ihn.

Die beiden unteren Felder enthalten die Sage von einem Vogel, der Geld hervorbringen konnte. Rechts wird er von den habgierigen Bewohnern des Dorfes Ngarekeklau gefangen und seines Geldes beraubt, worauf er eingeht. Also eine vollkommene Parallele zu unserer Henne mit dem goldenen Ei. Einzelheiten über die Bilder stehen noch aus.

In dieser selben überreichen Weise sind auch alle übrigen Teile des Hauses, alle Spannträger und Balken ausgeschmückt; eine auch noch so kurze Wiedergabe aller an ihnen verzeichneten Sagen würde den uns gestellten Raum bei weitem überschreiten.

Die kleine, einsam im fernen Osten des großen Ozeans gelegene Osterinsel nimmt in der Ethnologie Polynesiens eine eigenartige Sonderstellung ein; außer unterirdischen Wohnbauten und Grabkammern aus Stein haben ihre alten Bewohner aus Stein gehauene Menschengestalten von riesiger Größe errichtet und zugleich haben sie auch noch eine wirkliche Hieroglyphenschrift entwickelt. Ihr Vorhandensein wirkt um so überraschender, als das übrige Polynesien trotz seiner ansehnlichen Halbkultur nichts Aehnliches hervorgebracht hat. Die Schrift ist erst 1864, fast 150 Jahre nach der 1722 erfolgten endgültigen Entdeckung der Insel aufgefunden worden. Eine einwandfreie Deutung ist trotz vielfacher Versuche bisher nicht gelungen.

Die Schrift ist zumeist auf Holztafeln eingeritzt, zum Teil auch in die Rückseite der großen Steinfiguren eingegraben. Ihrem Charakter nach stellt sie offenbar noch eine Bilderschrift dar, wenngleich sie in vieler Beziehung schon recht abgeschliffen erscheint. Dabei sind Menschen, Vögel und Fische noch leidlich in den Bildern zu erkennen (s. Abb. 26). Deren Phonetisierung, also die Verknüpfung mit einer festen Lautgruppe oder gar einem Einzellaut, ist nach neueren Ansichten noch nicht erreicht gewesen, sondern höchstens die Verbindung mit den feststehenden Sätzen alter Gesänge, bei deren

Rezitation die Tafeln als Gedächtnisstütze dienten. Aus der ständigen Wiederkehr bestimmter Zeichen und Zeichengruppen auf einzelnen

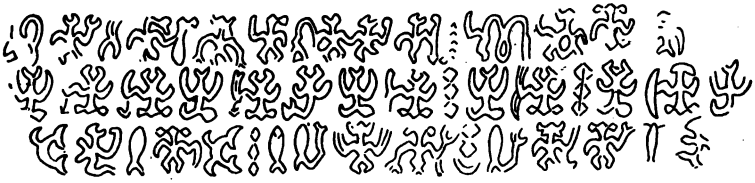


Abb. 26. Teil einer Osterinsel-Inschrift. Nach W. Thomson.

Tafeln scheint hervorzugehen, daß es sich in diesen Fällen um genealogische Aufzeichnungen handelt. Man kennt etwa 20 Tafeln; ihre Zeilen werden bustrophedon, d. h. abwechselnd von links nach rechts und umgekehrt, gelesen.

C. Afrika.

Eins der belangreichsten Ergebnisse moderner völkerkundlicher Forschungen ist der Nachweis einer weitgehenden Uebereinstimmung im Kulturbesitz der westlichen Ozeanier und der Indonesier einerseits, der Westafrikaner andererseits. Dieselbe rechteckige Giebeldachhütte; dieselben mit Knäufen und Pflanzensehne versehenen Bogen; das gleiche pflanzliche Material in Kleidung, Schmuck und Waffen; schließlich die gleichen Formen der Trommeln, des Masken-, Geheimbund- und Fetischwesens, der Anthropophagie, der freien Kunst und der Ornamentik — dieses und noch anderes mehr findet sich hüben und drüben.

Ein Gleiches für so hochstehende Errungenschaften, wie es die Schreibschrift oder auch nur ihre Vorstufe der Bilderschrift sind, zu erwarten, erscheint kaum angängig, da wir in ihnen in allen Fällen das Erzeugnis eines bereits sehr gereiften menschlichen Geistes zu erblicken haben. Und dennoch besteht eine Verwandtschaft zwischen beiden Gebieten auch in diesem Bezug, die in die Augen springt, sobald man nur das übrige Afrika jenem Westen gegenüberstellt. Vorstufen in Form gegenständlicher Merkzeichen, der Wegsperren, der Eigentums-, Waren- und Abzeichen, der Zählzeichen, Gegenstandsschriften und magischen Symbole sind ohne auffallenden Dichteunterschied über den ganzen Erdteil verbreitet; die Ansätze zur wirklichen Schreibschrift sind mit einer noch dazu fragwürdigen Ausnahme scharf auf den Bezirk des sog. westafrikanischen Kulturkreises beschränkt. Einem oder zwei Vorkommnissen gegenüber wäre man berechtigt, an einen Zufall zu glauben; bei den fünf oder sechs hier festgestellten Bilderschriftsystemen ist das ausgeschlossen. Zwar fehlen in Indomelanesien die Gegenbilder in entsprechender Anzahl und Höhe, oder sie sind uns noch nicht bekannt;

dafür aber blüht in beiden Gebieten die gleich hohe künstlerische Veranlagung, ganz im Gegensatz zu dem nüchternen afrikanischen Osten und Süden; dafür besteht auch dieselbe Neigung, jedes Gerät, ja selbst den eigenen Körper durch aufgetragene Figuren und Linien in bester Weise künstlerisch zu individualisieren — beides zweifellos überzeugende Momente für irgendwelche Beziehungen.

Die in Afrika gebräuchlichen Merkzeichen wiederholen im großen und ganzen die uns bereits geläufigen Arten und Formen. Bei der Alleinherrschaft der menschlichen Kraft im Karawanenbetrieb in dem ganzen südlich des Sudans gelegenen Teil des Kontinents dürfen wir uns nicht wundern, wenn die gleichen oder ähnliche Wegzeichen in den verschiedensten Gegenden wiederkehren. Afrikanische Pfade schlängeln sich schmal und mit ungezählten Abzweigungen durch die unübersichtliche Busch- und Baumsteppe. Sehr bald nach dem Aufbruch ist die Karawane auch schon weit auseinandergezogen. Da ist es dann einfach eine Notwendigkeit, den Nachzüglern den richtigen Weg dadurch zu zeigen, daß man die Nebenpfade verschließt. Stellenweise geschieht das durch Bestreuen mit Gras oder Blättern, allgemeiner jedoch, indem der Führer mit einem Stock oder dem Fuß einen tiefen Strich durch den Sand quer über die Ausmündung des Nebenweges zieht. Durch ähnliche Mittel benachrichtigen auch die Jäger ihre nachkommenden Gefährten.

Kerbstock und Knotenschnur haben beide ihren Urcharakter des Zählzeichens für die verschiedenartigsten Gegenstände noch beibehalten. Bei den Makonde im Südosten von Deutsch-Ostafrika fand ich Knotenschnüre als einfache Kalender zum Merken bestimmter Tageszahlen im Gebrauch, zugleich aber doch auch als weit kompliziertere Kassenbücher, hatte doch ein Dorfschulze sich den Eingang der Hüttensteuer durch einen wahren Quippu, ein dickes Bündel geknoteter Schnüre gemerkt. Kerbstöcke, die in gleicher Weise als Kalender dienten, werden für die im Golf von Guinea gelegene Insel Annobom erwähnt.

Auf höherer Stufe und bereits den australischen Botenstäben nahe stehen die Kàkà der Ifapriester von Atakpame im deutschen Togolande. Das ist eine Geheimschrift, deren sich jene Priester zur gegenseitigen Uebermittlung von Nachrichten bedienen, die der großen Menge vorenthalten bleiben sollen. Schreibunterlage sind kleine Stücke von Kalebassenrinde. Die Schrift selbst besteht aus Strichen, die mit dem Dolchmesser eingeritzt werden. Der Inhalt bezieht sich meist auf den Ifakult, aber auch andere die Priester interessierende Dinge. In Fig. 1 der Abb. 27 fragt der junge Bokano (Prie-

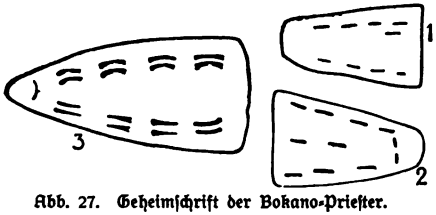


Abb. 27. Geheimschrift der Bokano-Priester.

ſter) in Abi bei Atakpame bei dem alten Bokano an, was zu tun ſei, da ein Schwerkranker ihn um ſein künftiges Schickſal gefragt habe, ob die Krankheit zum Tode führe oder nicht. In Nr. 2 antwortet der alte Bokano: (Sage ihm) „Schlachte eine Ziege und opfere ſie dem Ifa, und du wirſt nicht ſterben."

Die Erklärung zu Figur 3 lautet: Zwei Menſchen haben Freundſchaft gemacht und zum Zeichen dafür ein Kleid in zwei Teile geteilt. Das Kleid „kam von Gott". Sie ſollen es auf den Orakelſpruch des Ifa dem Götzen Legba, d. h. ſeinem Prieſter opfern. Im Weigerungsfalle würden ſie beide an einem Tage gleichen Todes ſterben. Sie weigerten ſich, das Kleid zu opfern und ſind tatſächlich beide an einem Tage geſtorben. Nun iſt das Schriftſtück, das ſich im Miſſionsmuſeum zu Mödling bei Wien befindet, augenſcheinlich ganz neu; es liegt alſo hier unzweifelhaft ein Giftmord vor, um das Orakel zu erhärten.

Einen förmlichen Reichtum an Erſatzmitteln der Schrift beſitzen die Maſſai, das bekannte Hirtenvolk in den weiten Steppen weſtlich und nördlich des Kilimandſcharo. Sie kennzeichnen ihr Vieh durch Schnitte oder Brandſtriche an den Ohren und durch Linien auf den Körperſeiten; ſie heben ihr perſönliches Eigentum an Pfeilen durch Marken an deren Spitzen wie auch den Mittelſtücken aus der Menge heraus und drücken ſchließlich auf ihren großen Lederſchilden neben dem Geſchlechterzeichen auch noch das Kriegerzeichen, das Tapferkeitszeichen und ſogar auch noch das Korporalſchaftszeichen aus.

Der Veranlagung des Negers zufolge, auch abſtrakte Vorſtellungen durch konkrete Dinge zu ſymboliſieren, tritt die Gegenſtandsſchrift in recht mannigfaltigen Formen zutage. Unſerem Schulzenſtab und der einen Form der auſtraliſchen Botenſtäbe weſensverwandt ſind die Stäbe der Herrſcher in Dahome und im Ewelande; ſie ſind Beglaubigungen ſowohl des Boten wie auch ſeines Senders. Die gegenſtandsſchriftliche Kriegserklärung der alten Skythen finden wir bei den Aſande oder Niamniam wiederholt, jenem berühmten Kannibalenvolk auf der Waſſerſcheide zwiſchen dem oberen Nil und dem Uëlle, das uns durch den Neſtor der Afrikaforſchung, Georg Schweinfurth, ſo vertraut geworden iſt. Als ſie einſt vom Feinde bedroht wurden, ſteckten ſie auf den Weg, den der Gegner kommen mußte, einen Maiskolben und eine Hühnerfeder, in einen Baumaſt aber einen Pfeil. Insgeſamt bedeutete das: Wagt es, auch nur einen Maiskolben zu knicken oder ein Huhn zu rauben, ſo ſollt ihr durch dieſen Pfeil ſterben.

Noch weiter, nämlich in einzelnen Fällen bis zur lautlichen Wiedergabe beſtimmter Begriffe durch ſolche Sinnbilder, haben die Yoruba die Gegenſtandsſchrift ausgebildet. Engliſche Erforſcher des Volkes haben lange Reihen von Beiſpielen geſammelt, doch mag es

genügen, aus ihnen nur diejenigen Gruppen herauszuheben, die pſychologiſch über den bisher berührten afrikaniſchen Belegen ſtehen.

Ein Stein bedeutet hart, ſtark, geſund; eine Kohle: ſchwarz, trübe, Traurigkeit; Pfeffer: beißend, heiß, hitzig, erwartungsvoll, neugierig auf etwas; vertrocknetes Getreide: Leiden, verzehrende Schmerzen; ein Lumpen: arg mitgenommen ſein. Der „Brief", den ein Gefangener ſeiner Frau in Geſtalt der 5 genannten Gegenſtände überſandte, war alſo folgendermaßen zu leſen: „Mein Körper iſt hart und ſtark wie der Stein; meine Erwartungen von der Zukunft ſind dunkel wie die Kohle; mein Körper wird verdorren wie das Getreide durch Trübſal; mein Aeußeres gleicht dieſem Lumpen."

Die Stufe des wirklichen Lautrebus wird in folgender Steigerung erreicht. Die bekannten Kauriſchnecken ſymboliſieren bei den Yoruba ganz allgemein die ſeeliſchen Gefühlsmöglichkeiten: Haß und Liebe, Ab- und Zuneigung, Freundſchaft und Feindſchaft, Freude und Leid uſw., je nachdem ſie mit den Vorder- oder Rückſeiten aneinandergelegt und mit anderen Gegenſtänden vergeſellſchaftet werden. Eine Kauri bedeutet Trotz und Verweigerung; zwei Kauri, einander zugekehrt: Verwandtſchaft; einander abgekehrt: Feindſchaft. Zwei Kauri und eine Feder bedeuten Wiederſehen. An den fernen Freund geſandt, beſagen ſie: wie der Vogel ſchnell fliegt, ſo erſcheine, ſo ſchnell du kannſt, damit ich dich von Angeſicht zu Angeſicht ſehen kann. Sechs Kauri haben zunächſt die Bedeutung 6 = efa. Efa heißt aber auch angezogen, gefeſſelt (vom Verbum fa = ziehen, anziehen). Eine Schnur mit ſechs Kauri, von einem jungen Mann an ein Mädchen geſandt, bedeutet: ich fühle mich zu dir hingezogen, ich will dich heiraten. Acht Kauri bedeuten zunächſt 8 = ejo. Ejo heißt aber auch gleich, übereinſtimmend (vom Verbum jo = gleich ſein, übereinſtimmen). Acht Kauri mit gleichgerichteten Vorderſeiten, von dem Mädchen an den Jüngling zurückgeſandt, heißen: Ich fühle wie du und willige in die Ehe ein. Vierzig Kauri bedeuten zunächſt 40 = ogoji. Ogoji heißt aber auch Erregung, Zweikampf (von ogun = Krieg und eji = zwei). Die Botſchaft mit 40 nach unten hängenden Kauri heißt alſo: Groß iſt die Erregung hier. Alles geht drunter und drüber. Die Leute laſſen den Kopf vor Kriegsfurcht und Angſt hängen.

Abb. 28. Jebu-Brief (Aroko).

Den äußeren Eindruck dieſer Yorubaſchrift vermittelt Abb. 28. Sie ſtellt einen der in der Literatur oft erwähnten Aroko (Briefe) des Volkes der Jebu im Hinterland von Lagos an der Sklavenküſte dar. Der Brief ſelbſt beſteht aus einer Schilfſchnur, zwei Schilfknoten, vier Kauri und einem Stück Fruchtſchale. Er iſt die Botſchaft eines

unheilbar erkrankten Familienvaters an Freunde und Verwandte und lautet in der dem Gewährsmann gegebenen Ueberſetzung: Die Krankheit nimmt einen ungünſtigen Verlauf, ſie wird immer ſchlimmer. Unſere einzige Hoffnung ſteht bei Gott.

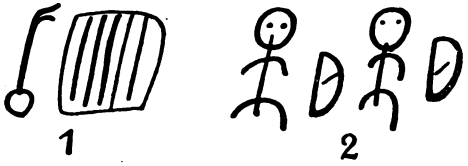


Abb. 29. Bilderſchrift bei den Ewe.

Wirkliche Bilderſchrift, wenn auch verſchiedener Abſtufung, kennen wir in Afrika aus Dahome, von den Kikuyu in Britiſch-Oſtafrika, den Ewe, von den Kreuzflußſtämmen in Südnigerien, von den Wey und aus dem erſt nach 1900 entdeckten Kameruner Königreich Bamum. Dahome, die Kikuyu und das Nſibidi vom Kreuzfluß kommen nicht über die Stufe der einfach berichtenden, ſprachlich in beliebiger Form wiederzugebenden Vorſtellungsſchrift hinaus. Bei den Ewe wird bereits die im Wortlaut feſtſtehende kurze Satzform von Sprichwörtern im Bilde feſtgehalten. Zu wirklicher Wort- und gar Silbenſchrift endlich haben ſich nur die Wey und Bamum emporgeſchwungen.

Von der Eweſchrift gibt Abb. 29 ein paar hübſche Belege. Fig. 1 in Abb. 29 zeigt ein geſtreiftes Tuch und eine Nadel. Der Sinn iſt: Die kleine Nadel näht ein großes Tuch, d. h. kleine Urſachen, große Wirkungen. Fig. 2 ſtellt zwei Gegner mit Bogen und Pfeil dar. Der Sinn iſt: Zwei Gegner können nicht ſtandhalten (einer muß nachgeben).

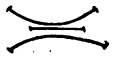
Abb. 30. Ekoi-Mädchengeſicht mit eintatauierter Nſibidi-Bilderſchrift.

Das Nſibidi iſt erſt ſeit 1905 bekannt. Die Engländer Maxwell und Mac Gregor ſtellen es als auf die Ibo beſchränkt dar, einen angeblich vier Millionen Köpfe ſtarken Stamm zwiſchen dem Kreuzfluß und der Kalabarküſte; ein neuerer Autor, Amaury Talbot, hingegen leugnet die Exiſtenz bei den Ibo, will es vielmehr nur den am oberen Kreuzfluß auf deutſchem Gebiet wohnenden Ekoi zugeſtehen. Seinem Charakter nach iſt das Nſibidi rein ideographiſch (Abb. 31); eine ſprachliche Bindung durch die einzelnen Zeichen und Bilder iſt noch nirgends erfolgt. Nach Mac Gregor iſt es eine Geheimſchrift im Beſitz einer weitverzweigten Geſellſchaft, die ſich ſeiner einzelnen Zeichen als Zaubermittel bedient. Nach Talbot bedecken bei den Ekoi die jungen Frauen und Mädchen Wangen und Stirn mit

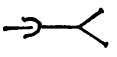
Heiße eheliche Liebe; die Gatten umarmen sich innig-lich, was durch die ausgestreckten Arme angedeutet wird. Sie sind reich, besitzen drei Kopfkissen (oben) und zwei Tische (seitlich). Die Frau hält einen Kamm.

Ehepaar, zum Egbo-Bund gehörig, worauf die Feder hindeutet.

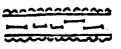
Heiße eheliche Liebe; der Stern bedeutet ein treu-liebendes Herz.



Streit zwischen Mann und Frau. Sie kehren einander den Rücken zu und legen ein Kissen zwischen sich.



Ein Händler, mit Eingeborenengeld an eine Weggabe-lung kommend. Das Geld (spanisch manilla) besteht aus hufeisenförmig gebogenen Kupferstangen.



Hauptstraße mit Verkehr.

Viel Geld (s. das vorvorige Zeichen). Hier sind 5 solcher Manillas konzentrisch umeinander gezeichnet.

Dunkelheit.

Hunger. Der Mann scheint auf seinen Magen zu deuten.

Zwei widerstreitende Zeugenaussagen. Der eine spricht wahr, der andere erzählt eine recht bedenkliche Ge-schichte.

Zwei Frauen im Streit. Die Kreuze deuten die ge-sprochenen Worte an. Bei nordamerikanischen Indianern ist dasselbe Zeichen für die Worte gebräuchlich.

Ein schwatzhafter Mann (s. das vorige Zeichen).

Abb. 31. Usibidi-Bilderschrift.

Nſibidizeichen, aus denen man zuweilen die ganze Lebensgeſchichte der Trägerin herausleſen kann. Den Charakter der Abwehrmaßregel können die Zeichen dabei trotzdem bewahren. Abb. 30 gibt ein derartig bemaltes Ekoigeſicht wieder.

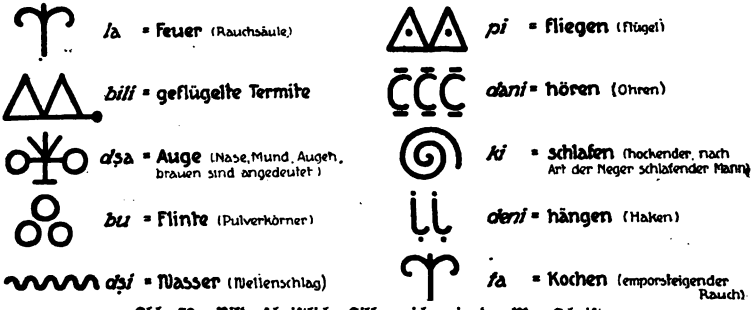


Abb. 32. Bilderſchriftliche Silbenzeichen in der Wey-Schrift.

Die beiden afrikaniſchen Silbenſchriften ſind beide unter fremdem Einfluß entſtanden; die der Wey geht auf Momoru Doalu Bukere zurück, der, durch europäiſche und mohammedaniſche Schriften angeregt, ſie 1834 erfand; diejenige der Bamum auf den zurzeit regierenden Herrſcher Njoya, dem die Mitwelt außerdem noch einen neuen Bauſtil, eine neue Keramik und die Wiederbelebung des alten Bronzeguſſes verdankt.

Die Wey-Schrift beſteht aus ungefähr 226 allgemeiner gebrauchten Zeichen, die zumeiſt Aequivalente für Silben ſind; doch ſind einzelne von ihnen auch bereits zum Range vom echten Buchſtaben her-

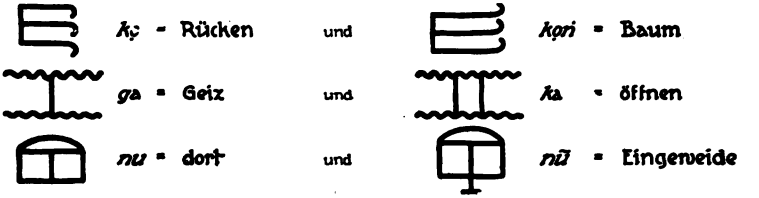


Abb. 32 a. Beginnende Lautangleichung in der Wey-Schrift.

angewachſen. Die Schrift ändert ſich nämlich ſehr raſch, ſo daß die heutige Generation die Zeichen ihrer Großväter gar nicht oder doch nur mit Mühe zu deuten weiß. Das läßt auch den Schluß zu, daß ſie urſprünglich eine Bilderſchrift geweſen iſt, bei der man für jedes Ding ſein Bild, für die Tätigkeiten aber das Bild des Gegenſtandes, mit dem ſie ausgeführt würden, ſetzte (ſ. Abb. 32). Gegenwärtig iſt die Zahl dieſer erkennbaren Ideogramme nur noch gering; die Neigung, ſich vom Bilde loszulöſen und dem Laut anzugleichen,

zeigt sich vielmehr auch darin, daß man ähnlich klingende Worte trotz verschiedener Bedeutung durch das nur wenig abgeänderte Zeichen wiedergibt (s. Abb. 32a). Geschrieben wird das Wey von links nach rechts und von oben nach unten; es wird von allen Volksgenossen geübt, doch mehr aus einer gewissen Freude am Schreiben selbst als zur Befriedigung eines praktischen Bedürfnisses.

Njonas Erfindung ist in voller Anpassung an die vorwaltend einsilbige Bamumsprache ebenfalls Silbenschrift, wobei der bilderschriftliche Charakter noch weit stärker zutage tritt als bei dem ungleich älteren Wey. Nur mehrsilbigen Lautkomplexen gegenüber

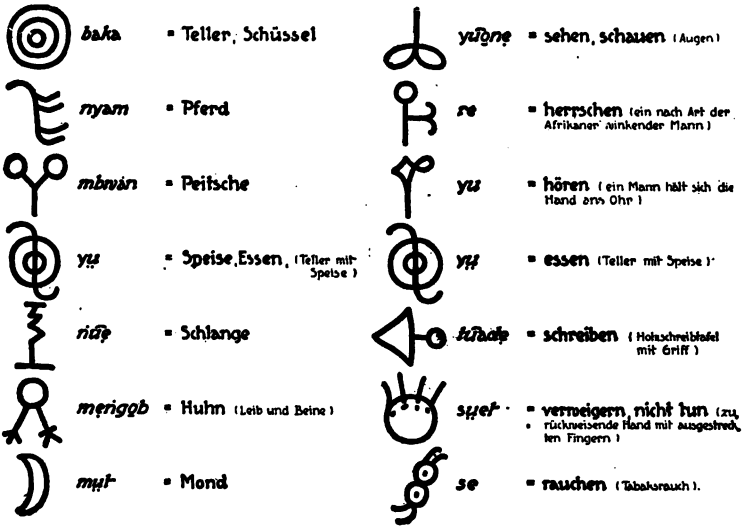


Abb. 33. Bilderschriftliche Wort- und Silbenzeichen in der Bamumschrift.

ist es auch Wortschrift. Die Silben selbst werden bereits ganz rebusartig auch für gleichlautende Silben anderer Worte gebraucht, ohne Rücksicht auf ihre ursprüngliche Bedeutung. Ihre Ideogramme geben wie im Wey das Bild des Gegenstandes selbst, bei Tätigkeiten das der ausführenden Objekte. Manche gehen auch auf Gebärden zurück (s. Abb. 33).

Anhangsweise muß den vielgerühmten Buschmannzeichnungen noch ein Blick gegönnt werden. Diese Ritzarbeiten und Fresken ähneln in Unterbringung, Technik, Vorwürfen und Stil den paläolithischen Werken von Südwesteuropa so sehr, daß ein moderner Archäolog sich allen Ernstes für einen genetischen Zusammenhang zwischen beiden ausgesprochen hat. Ohne die Wahrscheinlichkeit, ja auch nur die Möglichkeit einer solchen Verbindung ins Auge zu

fassen, sei hier lediglich erwähnt, daß sie in ebenso hohem und ebenso niederem Grade zur Schrift gerechnet werden müssen wie die französischen und spanischen Arbeiten; sie sind wie diese sicher zu einem Teil Ausflüsse gewisser Stimmungen, der Langeweile hier, der Erregung dort, zum andern des Glaubens an den Jagdzauber, in allen Fällen aber Erinnerungsbilder an bestimmte Geschehnisse oder Einzelwesen. Vereinzelt kommen Abschliffe vor, oder diese schlecht ausgeführten Figuren sind Anfangsstadien, die erst zur wirklichen Kunst hinaufführen sollten — als wirkliche Anfänge einer Schreibschrift wird man auch sie nicht ansehen dürfen.

D. Amerika.

Die letzte der großen Schriftprovinzen ist auch die reichste; insonderheit hat Nordamerika eine solche Fülle von Schriftersatz und wirklichen Bilderschriften hervorgebracht, daß schon eine ganz knappe Uebersicht den verfügbaren Raum bei weitem überschreiten würde. Es muß daher bei einem Herausheben des Bezeichnendsten sein Bewenden haben. Wen die graphischen Leistungen der Rothaut und ihrer Nachbarn, der Eskimo, stärker fesseln, sei auf die umfangreichen Sammelwerke verwiesen, die wir dem Fleiß amerikanischer Ethnologen verdanken.*)

Vor dem Herantreten an den Stoff selbst erscheint es geboten, auf ein zwar nicht auf Amerika beschränktes, in ihm aber besonders stark hervortretendes Ausdrucksmoment hinzuweisen. Das ist die Rolle der Gebärde auch für die Formentwicklung der Schrift. Wir sind gewohnt, den Begriff Gebärde mit der Sprache zu verbinden, einfach weil sie bei uns deren unerläßlicher Begleiter ist. Begrifflich gehört sie indessen zur Schrift, weil sie rein optisch wirkt. Mit dem Augenblick, wo man ihre Erscheinungsdauer durch graphische Projektion auf eine Bildebene beliebig verlängert, hat sie grundsätzlich alle Bedingungen der Schrift erfüllt, und sie kann uns fortan auf deren sämtlichen Entwicklungsstufen begegnen. Die ausgestreckte Zeigehand unserer Wegweiser ist ein treffender Beleg aus dem Reich der Merkzeichen. Die Bilderschrift der Eskimo setzt sich direkt aus Menschenfiguren zusammen, deren jede die zum Ausdruck zu bringende Vorstellung pantomimisch andeutet. In den Schriftsystemen des vorderen alten Orients und des modernen Westafrika werden sogar Worte und Silben durch linearisierte Gebärdezeichnungen ausgedrückt. Erklärlich wird die Neigung, graphische Begriffe panto-

*) H. Schoolcraft, Information respecting the History, Condition and Prospect of the Indian Tribes of the U. S. Philadelphia 1851/52; G. Mallery, Pictographs of the North American Indians. 4. Ann. Rep. of the Bureau of Ethnology. Wash. 1886; Derselbe, Picture writing of the American Indians. Ebenda, 10. Rep. Wash. 1893; W. J. Hoffman, The graphic Art of the Eskimos. Rep. U. S. National Museum. Wash. 1897.

mimisch wiederzugeben, durch die Sprachen- und Lebensverhältnisse der Nordamerikaner. Die Indianer weisen eine solche Unzahl sehr verschiedener Sprachen auf, daß sie schon aus diesem Grund ihre Zuflucht zur Gebärdensprache nehmen müssen. Für sie ist ferner der ewige Krieg aller gegen alle der Anlaß zu einer lautlosen Verständigung gewesen. Indianern und Eskimo gemeinsam ist endlich die Notwendigkeit, auch bei der Jagd möglichst geräuschlos vorzugehen. Die Uebertragung der Gebärde aus der Sprache in die Schrift war dann nur ein Schritt.

Mehr als jeder andere Erdteil ist Amerika zunächst das Land der Petroglyphen. Seit Alexander von Humboldt hat man ihrer in Südamerika unzählige festgestellt und vergebens zu enträtseln versucht, bis es vor kurzem erst Theodor Koch-Grünberg gelungen ist, diese Felszeichnungen auf ihren wahren Wert als spielmäßige, noch keinerlei Mitteilungsbedürfnis entspringende Gelegenheitserzeugnisse nachzuweisen. Aus Westindien kennen wir sie, und im Nordkontinent sind sie Legion. In Gestalt ihres berühmtesten Vertreters, des Dighton-Felsens in Massachusets, haben sie sogar zu den gewagtesten Lesarten über die Taten und Schicksale der vorkolumbischen nordischen Entdecker des Erdteils geführt, bis das 19. Jahrhundert endlich auch in seinen Zeichen bloße Petroglyphen erkannt hat.

Der Gebrauch der Abzeichen erreicht seinen Höhepunkt bei den Prärie-Indianern des Nordkontinents. Diesen kriegerischen Menschen galt die Erwerbung von Ruhm durch Heldentaten alles. Als solche Heldentaten galten: Pferdediebstahl, einen Feind töten, einen lebenden oder getöteten Feind mit der Hand oder einem Stabe berühren, ihn skalpieren, einen Gefangenen befreien und dergleichen mehr. Nach der Rückkehr von der Schlacht fand eine Beratung mit anschließender Abstimmung über die Verleihung der genau abgestuften Ehrenzeichen statt. Die Zeichen bestanden in Federn, die, verschiedenartig bemalt und zugeschnitten, in verschiedenartiger Weise im Haar getragen wurden, sowie in allerlei Figuren, die auf die Kleidung oder den Körper aufgemalt, hier und da sogar in diesen hineintatauiert wurden. Jeder Stamm besaß dabei sein besonderes Abzeichensystem, das jedermann geläufig war. Bei den Dakota bedeutete eine senkrecht ins Haar gesteckte Adlerfeder, daß der Träger einen Feind getötet, eine wagerecht gesteckte Feder, daß er einen Feind berührt habe. Bei den Omaha galt es als höchste Heldentat, einen unverwundeten Feind zu berühren. Das Abzeichen für diesen obersten Grad war die senkrecht ins Haar gesteckte Adlerfeder. Den zweiten bis vierten Grad bildeten das Berühren eines Verwundeten und eines toten Feindes und seine Tötung durch einen Pfeil. Das Skalpieren galt erst als fünfte Tat; es wurde durch eine hängende Feder belohnt. Wer viele Heldentaten der obersten Grade ausgeführt hatte, bekam die Federkappe mit den Büffelhörnern verliehen.

Jede Feder dieser Kappe bedeutete dabei eine von dem Träger ausgeführte Kriegstat.

Das berühmteste Zählzeichen Amerikas ist der Quippu, das Knotenschriftsystem des alten Inkareiches. Die Quippu waren Schnursysteme, bei denen von einem Hauptstrick dünnere von verschiedenen Farben ausliefen, in die einfache oder komplizierte Knoten geschlungen waren. Verschlingungsart und Farbe waren beide bedeutungsvoll. Gelb vertrat Gold, weiß Silber, grün Getreide, rot Soldaten; der einfache Knoten 10, der doppelte 100, der dreifache 1000; zwei nebeneinanderstehende 20, zwei doppelte 200 usw. Ueber die Verwendungsmöglichkeit gehen die Ansichten weit auseinander. Der Reisende von Tschudi glaubt der allgemeinen Annahme entgegen, nach der sie lediglich statistischen Zwecken gedient hätten, daß in ihnen Gesetzessammlungen, Lebens- und Regierungsgeschichte der Inkas, genaue Chroniken der bedeutendsten Ereignisse, ja sogar Gedichte enthalten gewesen seien. Leider ist uns der Schlüssel zum Lesen dieser alten Urkunden verloren gegangen. Zwar hat sich der Quippu bei den Hirten jener Gegenden bis in die Gegenwart erhalten, doch erstreckt sich sein Gebrauch lediglich auf die Zählung der Bullen und Kühe, der milchenden und nichtmilchenden Tiere, der verkauften Produkte usw., so daß uns Rückschlüsse auf das 16. Jahrhundert nicht möglich sind. Da es eine besondere Gelehrtenkaste zum Knüpfen und Lesen der Quippu gab, die Quippu camayocuna, die „Beamten der Knoten", so liegt allerdings der Schluß nahe, daß der Gebrauch der Schnüre tatsächlich über die bloße Darstellung numerischer Verhältnisse hinausgegangen ist.

Bei der mystischen Veranlagung des Indianers spielen magische Symbole auch zu mitteilenden oder Erinnerungszwecken eine beträchtliche Rolle. Unter den körperlichen Darstellungen sind die Wappenpfähle der Nordwestamerikaner am beachtenswertesten. Das sind Schnitzwerke aus Zedernholzstämmen von oft gewaltiger, bis 15 m betragender Höhe, die bei den Völkern zwischen Vancouver und Alaska vor und in den Häusern stehen und sozusagen den Stammbaum des Besitzers der Allgemeinheit kundgeben. Oben befindet sich das Clan-Totem, das Wappentier des Besitzers; darunter oftmals das seiner Frau. Die übrigen Figuren sind die Personaltotems seiner mütterlichen Vorfahren oder plastische Illustrationen zu Ueberlieferungen aus der Geschichte seines Clans. Alle diese Illustrationen sind in Tierform gehalten. Es handelt sich also tatsächlich um eine Art plastischer Bilderschrift, deren buntbemalte phantastische Gestalten zu jedem, der sie zu deuten weiß, eine vernehmliche Sprache reden. Die hauptsächlichsten Totemtiere sind Bär, Wolf, Adler, Rabe, Walfisch, Schwertaal, Biber. Aus ihren Figuren hauptsächlich setzen sich denn auch diese prachtvollen Stammbäume zusammen.

Zu der Bilderschrift im eigentlichen Sinn leiten Symbole über, die bereits auf flächenhafte Unterlagen gemalt sind. Ihre mannigfaltigste Ausbildung haben sie bei der Pueblogruppe im Südwesten der Union, besonders den Zuñi und Hopi, und bei den Nordwestamerikanern erfahren. Diese gliedern sich in eine Menge Sippen (Clans) mit mütterlicher Erbfolge, die je einen besondern Schutzgeist (Totem), meist ein Tier besitzen, das oft zugleich als ihr Ahnherr gilt. Jeder Clanangehörige besitzt aber außerdem noch einen per-

Abb. 34. Sandschrift in einer Pueblo-Kiva.

sönlichen Schutzgeist, den er sich in der Jugend in einem Traum in der Einsamkeit des Waldes erwirbt. Beide Totems werden nun von diesen Indianern in dem ihnen eigenen wunderbaren Kunststil überall angebracht, sei es geschnitzt an den uns bereits bekannten Wappenpfählen, an Schüsseln u. dgl., sei es gemalt an Hauswänden, Sesseln, Truhen und Gerätschaften, sei es eingewebt in Kleidungsstücke. Die Anbringung dieser Totemzeichen dient einmal dazu, den Besitzer oder Bewohner unter den Schutz des Totems zu stellen, anderenteils als Abzeichen der Zugehörigkeit des Betreffenden zu einer bestimmten Totemgruppe.

Bei den Pueblos in Neu-Mexiko und Arizona äußern sich diese Anfänge einer Bilderschrift zumeist in Gebeten um Regen, die an die

Tier- und Himmelsgötter gerichtet sind. Unterlagen der Bilder sind in Neu-Mexiko hölzerne Altäre, deren Planken und Bretter mit sehr buntfarbigen Figuren des Blitzmachers und der Regenwolke, der Sonne und des Mondes, des Blitzes und des Kriegsgottes, des Windsterns usw., kurz mit allen für das Wetter in Betracht kommenden Gottheiten bemalt sind.

In Arizona walten die symbolischen Sandschriften vor; auch sie sollen den Regen erzwingen. Angelegt werden sie von den einzelnen Priesterschaften in den unterirdischen Versammlungs- und Kultstätten, den Kivas, die für diese ganze Völkergruppe so bezeichnend sind. In dem in Abb. 34 wiedergegebenen, aus buntfarbigen Sanden sauber gefertigten Gemälde stellen die vier Reihen Kreissegmente Wolken dar, aus denen vier Blitzschlangen hervorkommen. Ein vierfarbiges Band umschließt das Ganze, von dessen einer Seite schwarze Striche, die Symbole des fallenden Regens, ausgehen. Verstärkt wird die Wirkung dieses bildlichen, optischen Analogiezaubers durch akustische Maßnahmen, indem die beiden hinter dem Bilde stehenden äußeren Priester mit Hilfe der Streckschere den Blitz und des dumpf grollenden Schwirrholzes den Donner, zusammen also ein Gewitter, markieren.

Die eigentliche Ideographie beginnt, wie überall in der Welt, so auch in ganz Amerika, mit Bildern von Objekten und Vorgängen, die bereits über dem spielmäßigen Zeichnen stehen, indem bereits die Absicht der Mitteilung oder der Erinnerung vorliegt, bei denen aber eine sprachliche Bindung noch in keiner Weise erfolgt ist. Beim Indianer tritt die Neigung, seine Vorstellungen pantomimisch wiederzugeben, zuweilen, beim Eskimo ganz allgemein zutage.

h g f e d c b a

Abb. 35. Krankenbeschwörung. Eskimo-Bilderschrift.

Den Charakter der Eskimo-Bilderschrift und zugleich den der damit übereinstimmenden Tschuktschenzeichnungen von der anderen Seite der Beringstraße mag die Abb. 35 wiedergeben; sie stellt eine vom Schamanen vorgenommene Dämonenaustreibung dar. a b sind die von Bäumen umstandene Sommerwohnung des Schamanen. Dieser (c) hält den ihm untertanen Dämon d, um ihn zur Austreibung der bösen Geister aus dem Kranken zu verwenden. In e treibt der Schamane durch einen Zaubertanz die Krankheitsgeister aus den beiden Kranken g und f aus. h sind die beiden Krankheitsgeister selbst, nachdem sie die Körper der Kranken verlassen haben.

Die große Masse der nordamerikanischen Ideographien bewegt sich auf den Stufen der berichtenden Bilderschrift und der Satzschrift.

Jene bindet die Sprache ebenfalls noch nicht und ist deshalb von jedermann deutbar; bei dieser hingegen stellt das Bild bereits einen bestimmten, in feste sprachliche Formen geprägten Text dar, der nur dem Eingeweihten geläufig ist. Die Indianer selbst tragen diesem Gegensatz durch die Unterscheidung der beiden Klassen des Kekewin und des Kekinowin Rechnung, wo jenes die profanen Darstellungen von Kämpfen, Jagden, Wanderungen, Grabschriften, geschichtlichen Aufzeichnungen und Briefen umfaßt, während dem Kekinowin alles Sakrale, die Beschwörungen der Priester und Zauberer gegen Krankheiten, Jagd- und Liebeszauber, Mythen und priesterliche Lehren, kurz alles das vorbehalten ist, wo es auf den genauen Wortlaut ankommt, soll die beabsichtigte Wirkung erzielt werden. Aus diesem Grunde sind die einzelnen Zeichen nichts anderes als symbolische Veranschaulichungen des Inhaltes der einzelnen Sätze, für deren Wortlaut sie dem Sänger als rohe Gedächtnishilfe dienen. Roh insofern, als in den Bildern nur ganz vereinzelt auf den Wortlaut des Textes Bezug genommen wird. Das Walam Olum (siehe Seite 15) ist ein gutes Beispiel eines solchen Kekinowin.

Die profanen Aufzeichnungen der Indianer erhalten ihr Gepräge durch eine Eigenschaft dieser Rasse, die sie vor allen anderen Naturvölkern auszeichnet. Das ist der ausgesprochene historische Sinn, der sie veranlaßt, in allen ihren Dokumenten Hergänge zu berichten, und der sie in den Stand gesetzt hat, schließlich selbst Geschichte zu schreiben.

Inhaltlich dient das Kekewin drei Zwecken: der brieflichen Mitteilung, der Aufzeichnung biographischer Daten und der Niederschrift der Stammesgeschichte. Eine Briefprobe zeigt Abb. 36. Geschrieben hat ihn der Cheyenne-Indianer Turtle-following-his-Wife an seinen weitentfernten Sohn Little-Man. Die Namen sind symbolisiert durch die beiden Schildkröten oben links, wo das Männchen dem Weibchen folgt, und durch den kleinen Mann rechts über dem Sohn. Die vom Munde des Vaters ausgehenden Linien rufen dem Sohne zu: Komm zu mir; die 53 kleinen Kreise darüber: Ich habe Dir 53 Dollars Reisegeld angewiesen. Dieser Betrag ging in der Tat gleichzeitig mit dem Brief im Aufenthaltsorte des Sohnes ein. Der auf den Vater zuschreitende kleine Mann hinter des Sohnes rechtem Arm soll andeuten, daß dieser dem Wunsch des Vaters folgen wird.

Abb. 36. Ein Indianerbrief.

Von den übrigen beiden Kategorien sei hier nur der höchsten

Stufe, den Chroniken und Annalen, Beachtung geschenkt. Zu ihnen sind lediglich die Dakota und diese auch erst im Laufe des 18. Jahrhunderts fortgeschritten; ob ohne oder mit europäischer Einwirkung, ist schwer zu bestimmen.

Abb. 37. Wintercount des Lone-Dog.

Die Zeichen sind auch hier noch rein ideographisch. Die einzelnen Jahre werden je durch ein auffallendes Ereignis, wie Pferderaub, eine Epidemie, den Tod berühmter Krieger, besonders glückliche Jagdergebnisse u. dgl. angegeben. Dieses Ereignis wird in der Ratsversammlung von allen Männern festgesetzt und nun als offizielles

Zeichen in die Annalen aufgenommen. Die Jahre werden nach Wintern gezählt, weshalb die Annalen als Wintercounts, Wintererzählungen bezeichnet werden.

Abb. 37 führt den Wintercount des Yanktonai-Dakota Lone-dog („Einsamer Hund") als Ganzes und auf dem ursprünglichen Büffelfell vor. Er umfaßt die Zeit vom Winter 1800/01 bis dahin 1870/71 und ist spiralig von innen nach außen geschrieben. Aus seinem reichen Inhalt seien zur Charakterisierung der Denk- und Schreibweise jener Völker einige wenige beliebige Jahreszeichen (Abb. 38) herausgegriffen.

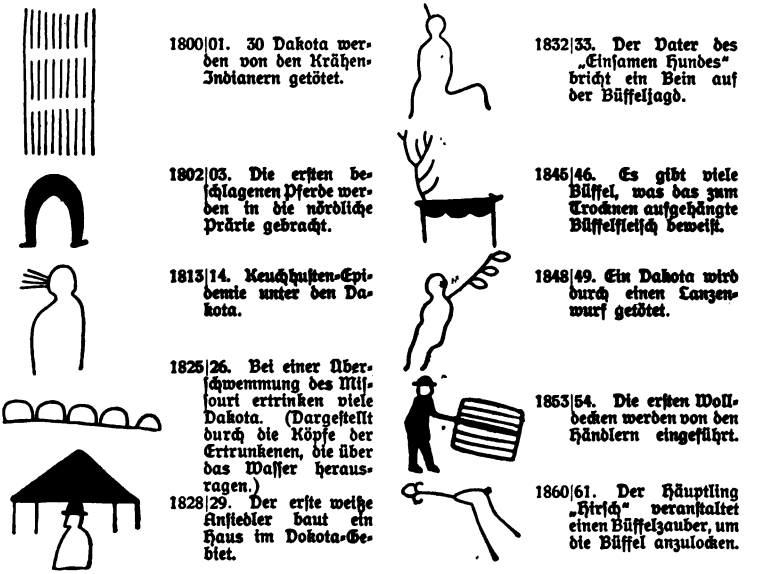


Abb. 38. Jahreszeichen vom Wintercount des Lone-Dog.

Die indianische Bilderschrift erreicht formal ihren Höhepunkt in der Verwendung von ziemlich weit abgeschliffenen Figuren von Gottheiten, Menschen, Tieren und Gegenständen, denen bereits eine fest umrissene Vorstellung, aber noch kein bestimmter Wortsinn untergelegt wird. Sie endet also nur formal, nicht inhaltlich als Hieroglyphenschrift.

Eine Art Geschichtsschreibung allerdings weit primitiverer Art stellen auch die bekannten Wampumgürtel der Irokesen und Algonkin dar. Wampum ist zunächst ein numismatischer und kosmetischer Begriff, indem man darunter die buntfarbigen Muschelperlenschnüre verstand, die im östlichen Nordamerika sowohl als Wert-

messer wie zugleich auch als Halsketten und Kleiderbesatz dienten. Erst durch die Gleichsetzung der weißen Farbe mit Glück, Gesundheit, Frieden und Wohlfahrt, der dunklen mit Unglück, Feindschaft, Sorge, Tod und Trauer müssen jene Stämme auf den Gedanken verfallen sein, sich durch gegenseitige Uebersendung von Perlensträngen mit bestimmt angeordneten Farben Mitteilungen zu machen. Durch Erweiterung des Systems auf ganze Gürtel mit hineingestickten menschlichen Figuren in den symbolischen Farben ist man dann dazu geschritten, sogar Friedensverträge und Bündnisse in dieser Weise zu verewigen, Gesandte zu beglaubigen u. a. m. Manche Stämme hatten ganze Archive solcher markenschriftlichen Urkunden angesammelt und eigens Gürtelbewahrer angestellt, die dem Volk von Zeit zu Zeit die Dokumente vorlegten, ihm die damit verbundenen geschichtlichen Ereignisse erzählten und so die Ueberlieferung auf die nächste Generation forterbten.

Die Mexikaner und Maya.

Nur an einer Stelle hat es die neue Welt zu einer noch höheren Stufe, nämlich der einer rebusartigen Lautschrift, gebracht: bei den merkwürdigen Kulturvölkern der Azteken im alten Mexiko und der Maya in den angrenzenden Teilen Mittelamerikas. Nach E. Seler, dem wir die eingehendsten Studien über den Gegenstand verdanken, sind die Azteken die Lehrmeister der Maya gewesen. Trotzdem stellt sich deren Schriftsystem formal als erheblich durchgebildeter dar, indem die einzelnen Bilder in ungleich höherem Grade zu konventionellen Zeichen, zu Lettern abgeschliffen erscheinen, als bei den Mexikanern.

Deren System der Gedankenübermittlung und der Festhaltung und Aufzeichnung von Geschehnissen ist seinem ganzen Umfang nach eine reine Bilderschrift; ihre auf Hirschleder oder eine Art Papier aus der Bastschicht von Feigenbäumen oder den Fasern von Agaveblättern entworfenen Codices rufen in keinem ihrer in höchster Vollendung gemalten buntfarbigen Zeichen den Eindruck einer wirklichen Letter hervor. In der Hauptmasse sind es tatsächlich Gruppen mit der Darstellung mythologischer Figuren, die lediglich zur Veranschaulichung ganzer Ideen oder Vorstellungsreihen, meist solcher kalendarisch-augurischen Inhalts dienen. Es ist also Vorstellungs- oder Gedankenschrift im besten Sinn des Wortes, um so mehr, als jede dieser mythologischen Figuren in so reichem Maß mit bildlichen Symbolen ihrer Eigenschaften und der ihr zustehenden Attribute ausgestattet war, daß ihre Identifizierung dem Kenner der Mythologie keinerlei Schwierigkeiten bereiten konnte. Eine sprachliche Bindung irgendwelcher Art, sei es auch nur die im festgelegten Satze, lag dabei noch in weiter Ferne.

Nur für einige wenige Kategorien ihrer literarischen Erzeugnisse sind die Azteken bereits zu phonetischer Schreibweise empor-

gestiegen, in den Codices geschichtlichen oder rechtlichen Inhalts und den wenigen geschichtlichen Denkmälern. Hier wenden sie für die Wiedergabe von Orts- und Personennamen genau das Verfahren unseres Wort- oder Silbenrebus an, indem für die einzelnen Worte oder Silben, aus denen der Name des Ortes oder der Person besteht, die Bilder von Gegenständen gleicher Benennung oder gleichen Klanges eintreten, unter völliger Außerachtlassung oder gar der absichtlichen Hintansetzung der Vorstellung, die das betreffende Wort oder die betreffende Silbe erweckt. Man kann sich diesen Fortschritt aus der Schwierigkeit erklären, etwas bildlich wiedergeben zu müssen, was im Bilde direkt nicht darstellbar war. Man nahm dann eben seine Zuflucht zur Darstellung einer Sache, deren Wort den gleichen Klang besaß. Ein paar Beispiele möge das erläutern (Abb. 39).

Stellt den Ort Quauh-nauac dar. Quauh heißt Baum, nauac an oder bei; der Name bedeutet also: am Walde. An oder bei läßt sich bildlich nicht ausdrücken. An nauac klingt nauatl, deutliche Rede, an. Man setzte also nauatl für nauac und malte einen Mund mit Zunge, das Zeichen für sprechen. Dieses dient also als Äquivalent für an oder bei.

Stellt den Ort Tepe-yacac, d. h. Bergvorsprung dar. Tepe heißt Berg; für yacac ist eingesetzt yacatl, die Nase.

Abb. 39. Rebusartige Verwendung mexikanischer Bildzeichen.

Wie die Azteken ihre Bilderschrift im Zusammenhang verwendeten, zeigt die in Abb. 40 wiedergegebene Darstellung der Sage von der Einwanderung der Azteken in Mexiko, wie sie im Kodex Boturini niedergelegt ist.

Die bei uns weit weniger bekannten Maya saßen (und sitzen noch jetzt) in der Halbinsel Yukatan und den angrenzenden Teilen von Tabasco, Chiapas, Guatemala und Honduras. In ihrer Kultur haben sie die Mexikaner übertroffen. Dafür zeugen die Ruinen ihrer schon zur Zeit der Entdeckung verfallenen gewaltigen Städte mit ihrer prachtvollen Architektur; das lehrt ihr Kalender, der den julianischen an Genauigkeit übertraf; das offenbart ihr Zahlensystem, in dem sie die größten Ziffern mit ein paar ganz einfachen Zeichen zu schreiben vermochten; das zeigt endlich auch ihre Bilderschrift, in deren Ausgestaltung sie, falls sie wirklich von den Azteken übernommen ist, ihre Lehrer erheblich überholt haben.

Ihrem Wesen nach ist die Mayaschrift eine Ideographie ganz analog der mexikanischen, mit der sie dieselben Gegenstände behandelt; nur haben die Maya für diese, da sie eine andere Sprache reden, auch andere Benennungen. Aber was uns dort sozusagen in epischer Breite entgegentritt, jeder Zug, jedes Attribut, ist in der

Maya-Kursivschrift beträchtlich zusammengezogen und zusammengedrängt worden, so daß der ursprüngliche Sinn nur erst in verhältnismäßig wenigen Fällen hat erkannt werden können. Die dabei übliche Form der aus solchen zahlreichen Elementen kombinierten Lettern ist die ganz gleichmäßig großer, an den Ecken abgerundeter Vierecke. Gleichzeitig mit der altbilderschriftlichen Breite ist auch die mexikanische Farbenfreudigkeit verloren gegangen.

Diese abgekürzte Hieroglyphenschrift tritt nun niemals allein, sondern stets in Verbindung mit der reinen Bilderschrift auf: neben

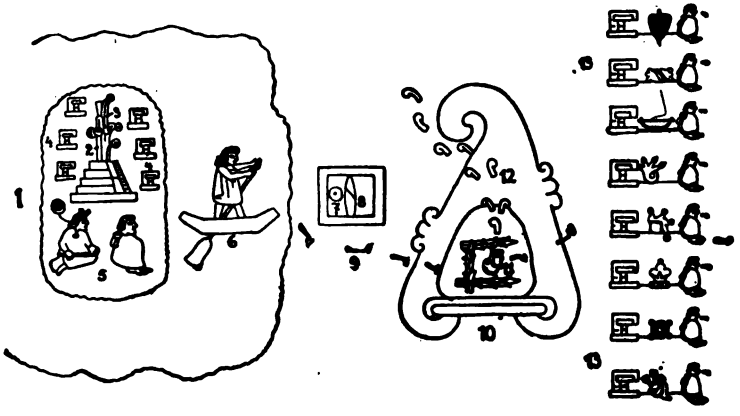


Abb. 40. Darstellung der Sage von der Einwanderung der Azteken in Mexiko, nach einer aztekischen Bilderschrift.

Links oben (1) befindet sich die auf einer Insel gelegene Urheimat aztlan der Azteken, dargestellt durch eine Tempelpyramyde mit dem Zeichen für Pfeilschaft (aztapilli, 2) und Wasser (atl, 3). Die Häuser (4) zu ihren beiden Seiten stellen die sechs Stämme der Azteken dar. Unter dem Tempel sitzen die Stammväter der Azteken, die Hüter des Stammgottes Uitzilopochtli. Von hier wanderten die Stämme aus, fuhren im Boot (6) im Jahre 1 Feuersteinmesser (7, 8), d. i. 1168 nach Chr. Geburt, über einen See, und liefen von der Landungsstelle aus (Fußspuren, 9) nach ihrer neuen Heimat Colhuacan (= Berg mit der gekrümmten Spitze, 10). In einer Höhle in diesem Berge ist in einer Laubumrahmung das Idol Uitzilopochtlis aufgestellt (11), das den Azteken Anweisungen gibt. (Siehe die Zungen als Symbole der Hauchwolken oder der Rede (12). Rechts sind die acht verwandten Stämme (13) als vor ihrer Hütte sitzende Menschenfiguren aufgeführt; sie sind je durch ein Abzeichen charakterisiert. Diese Stämme heißen von unten nach oben: Uexotzinca, Chalca, Xochimilca, Cuitlanaca, Malinalca, Chichimeca, Tepaneca, Matlatzinca.

der im Bilde monumental dargestellten Szene oder Götterfigur ist stets die nähere Erläuterung in Hieroglyphen gesetzt, oft nicht nur einmal, sondern gar in zwei- und mehrfacher Wiederholung. Das Verfahren erklärt sich auch hier aus dem Umstand heraus, daß sich mit den Lettern alles, mit der Bildmalerei nur weniges allgemein lesbar wiedergeben läßt. Den Weg zum Lautzeichen haben dabei nur wenige Hieroglyphen gefunden; das Maya ist, wie das Chinesische, eine im wesentlichen einsilbige Sprache; seine einzelnen Begriffe lassen sich also genau wie dort besser durch je ein Bild als durch

einen Laut oder eine Lautgruppe auseinanderhalten. Nur für die Schreibung der Monatsnamen hat man den Gebrauch von Lautzeichen festzustellen vermocht. Die Zeichen dafür bestanden meist aus zwei Teilen, einem Unter- und einem Oberteil, deren jeder seinen besonderen Lautwert hatte.

yax. Der Unterteil stellt den Schnabel des Vogels moan und Wolkenballen dar; sein Lautwert ist unbekannt. Der Oberteil wird gelesen yax = grün.

zac. Unterteil wie beim vorigen. Der Oberteil stellt eine Daunenfeder dar und wird gelesen zac = weiß.

zeh. Unterteil wie beim vorigen. Der Oberteil wird gelesen zeh = rot.

yaxkin. Der Unterteil wird gelesen kin = Tag, der Oberteil yax = grün.

Als Gegenstück zu der Azteken-Bilderschrift über ihre Wandersage folge hier ein Blatt aus dem Dresdener Kodex, der schönsten unter den vier erhaltenen Maya-Handschriften (Abb. 41).

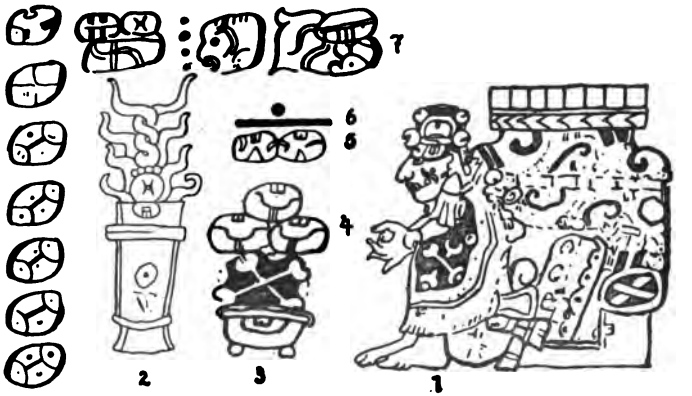


Abb. 41. Probeblatt aus einer Maya-Handschrift (Codex Dresdensis).

In der Mitte steht der Todesgott (1), der Herr des betreffenden Jahres, von dem die Seite handelt. Er ist kenntlich gemacht durch das Zeichen für tot: auf der Wange. Vor ihm steht ein Altar (2) mit dem Zeichen für Feuer: . Zwischen Altar und Gott sind Gefäße (3) mit Speisen als Opfermahlzeit aufgestellt. Obenauf liegen drei Gefäße (4) mit dem Zeichen für Mais: darüber befindet sich zweimal das Zeichen für Affe (5) und die Zahl 6 (6). Über dem Altar und den Opfergaben befindet sich eine wagerechte Reihe von drei Hieroglyphen (7). Von diesen Zeichen bedeutet das rechte „Herr" (Chron mit Schattendach), das mittlere die Unterwelt (Gesicht mit offenem Rachen), verbunden mit der Zahl 4; das linke den Jahreswechsel. Die Inschrift besagt also, daß ein neues Jahr beginnt, regiert vom Todesgott, dem Herrn der vier Unterwelten.

Südamerika.

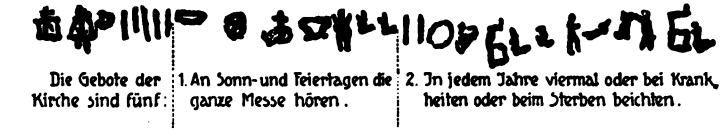
So reich Nord- und Mittelamerika an Versuchen der graphischen Nachrichtenübermittlung und Gedächtnishilfe sind, so vereinzelt treten sie uns im Süden des Doppelerdteils entgegen; nicht einmal bei den hohen Kulturen im Kordillerengebiet und an der pazifischen Küste, dem Inkareich, den zahlreichen Kulturzentren zwischen Tumbez im Norden und Arica im Süden und dem Tschibtschareich im heutigen Kolumbien, ist die Existenz einer wirklichen Bilderschrift über allem Zweifel erhaben.

An und für sich erscheint es verwunderlich, daß Völker wie die der Ketschua und Aymará, der Begründer und planmäßigen Erweiterer eines so hervorragend organisierten Staatswesens, wie es das Inkareich war, schreibtechnisch nicht über die niedrige Stufe einer bloßen Gedächtnishilfe, wie sie der Quippu offenbar darstellt, hinausgelangt sein sollten. Alte Schriftsteller behaupten denn auch, daß den Amauta, den priesterlichen Lehrern, bildliche Darstellungen auf gewebten Tüchern zu Gebote gestanden hätten, an denen sie ihre Erinnerungen aufgefrischt hätten. Vom Reisenden Tschudi ist dies später bestritten worden, doch glaubt neuerdings der Amerikanist Max Schmidt die alten Nachrichten auf Grund eingehender Untersuchungen besonders von Geweben aus den Küstenkulturen bestätigen zu können. Es handelt sich dabei um teils eingewebte, teils auf den Stoff aufgemalte Szenen aus dem Volksleben: Darstellungen der Angelfischerei vom Boot aus, der Arbeit am Webstuhl, Opferszenen u. dgl., sowie um solche von Mythen und Sagen. Den Motiven nach kann das alles sehr wohl Bilderschrift bedeuten, behandelt sie doch auch in anderen Kulturkreisen nichts anderes. Andererseits rufen jedoch die durchaus symmetrische Anordnung und die rhythmische Wiederholung der gleichen Muster das Bedenken wach, daß man es hier noch nicht mit der Absicht der Mitteilung, sondern lediglich der bloßen Befriedigung des ästhetischen Gefühls durch die Wirkungen der Ornamentik zu tun hat. Schmidt denkt angesichts des für Südamerika völlig landfremden Stils an die Möglichkeit einer Uebertragung von außen her, sei es vom fernen mittelamerikanischen Norden oder gar vom noch weiter entlegenen Ostasien herüber; doch rät verständigerweise auch er, erst weitere Studien auf diesem Gebiet abzuwarten.

Des Schriftersatzes, soweit er die Orts- und Eigentumszeichen, die Petroglyphen und magischen Symbole usw. in Südamerika umfaßt, ist bereits früher kurz gedacht worden; er geht nirgends über das übliche Maß der Naturvölker hinaus. Daß der Süden so außerordentlich gegen Nordamerika abfällt, ist vermutlich in den ganz anderen Lebensbedingungen und Lebensgewohnheiten seiner Bevölkerung begründet, die ein Hinausgehen über die einfachsten Merkzeichen hinaus eben nicht erheischten; vielleicht auch in der geistigen

Veranlagung. Schließlich mag die ungleich lückenhaftere Durchforschung des Volkstums der Mehrzahl aller südamerikanischen Stämme uns manche Probe graphischen Könnens einstweilen noch vorenthalten haben.

Daß der Südamerikaner zum Hinaufstieg über jene niedere Stufe durchaus befähigt ist, lehrt die selbständige Erfindung einer Bilderschrift durch einen vollkommen unzivilisierten bolivianischen Indianer vom Titicacasee, von dem Tschudi berichtet. Der Mann hatte sie unter seinen Bekannten und Stammesgenossen weiterverbreitet, so daß sie um die Mitte des 19. Jahrhunderts von vielen geschrieben und gelesen werden konnte. Seither hat ihr Gebrauch, nachdem eine Seuche fast alle Kenner vernichtet hat, allerdings aufgehört.



Die Gebote der Kirche sind fünf: 1. An Sonn- und Feiertagen die ganze Messe hören. 2. In jedem Jahre viermal oder bei Krankheiten oder beim Sterben beichten.

7. Den Toten begraben. 6. Den Kranken besuchen. 5. Den Gefangenen erlösen. 4. Den Fremden beherbergen. 3. Die Nackenden kleiden. 2. Die Durstigen tränken. 1. Die Hungrigen speisen. Sieben der Menschen (d. h. leibliche Werke d. Barmherzigkeit sind sieben):

Abb 42. Zwei Zeilen aus der Bilderschrift eines bolivianischen Indianers.

Die Schrift ist in dem von Tschudi übermittelten Exemplar mit dem Safte von Solanum atramentarium mit Hilfe eines Pinsels auf Fell gemalt. Der Inhalt stellt die Gebote des Katechismus dar, wobei die Zeilen im allgemeinen von links nach rechts und dann wieder von rechts nach links gelesen werden; nur wenn ein Hauptabschnitt rechts aufhört, fängt der neue in der folgenden Zeile wieder links an.

Im folgenden sind die für den Charakter dieser Schrift besonders bezeichnende linke Hälfte der von links nach rechts zu lesenden 8. und die linke Hälfte der von rechts nach links zu lesenden 10. Zeile mitsamt den dazugehörigen Deutungen wiedergegeben. Jene Zeile enthält die fünf Gebote der Kirche; diese stellt die sieben leiblichen Werke der Barmherzigkeit dar (Abb. 42).

Die Schrift ist, wie aus diesen Proben hervorgeht, eine reine Bilderschrift. Die Kirche z. B. wird durch ein Viereck mit einem Bogen darüber und einem Kreuz dargestellt, das Sakrament durch eine Monstranz, die Priesterweihe durch ein Zeichen, das wahrscheinlich ein Meßgewand bedeuten soll. Im vierten Werk der 10. Zeile hält einer über einen andern einen schützenden Bogen; im fünften stellt das Rechteck mit den Querlinien das Gefängnis und die Figur

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06525 4216

DO NOT REMOVE
OR
MUTILATE CARDS

2-70
KM